Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

43. Jahrg. Scottdale, Pa., 14. Juli 1920. No. 28.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

„In eins vollendet."

Joh. 17: 22, 23.

O Seligkeit, wenn einst die Stunde schlägt,
Die noch die Ewigkeit im Schoße trägt,
Wo länger nicht im Kampfe der Partei'n
Die Glieder eines Leibes sich entzwei'n;
Wo aller Lippe einen Namen nennt,
Wo aller Herz in einer Liebe brennt,
Und aller Geist, nur einem Dienst geweiht,
Sich freut im Schauen einer Herrlichkeit!

Jul. Sturm.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Die
Mennonitische Rundschau

Herausgegeben von der
Mennonitischen Publikationsbehörde,
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.
Abonnementspreis $1.00 per Jahr bei Vorausbezahlung.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Wm. Winsinger, Editor
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

14. Juli 1920.

Er hat's versprochen!

(Mel. Ich weiß, an welchen ich glaube. Evangel. Lieder No. 16.)

Ich weiß nicht, wann mein Herr erscheint,
Wann mein Erlöser naht,
Wann Er die Seinen um sich eint
Nach vorbedachtem Rat.
Doch ich weiß, Er hält Sein Versprechen:
„Ich komme wieder zu euch hernieder.“
Er kann ja Sein Wort nicht brechen!
Nimmermehr! Gelobt sei Er!

Ich weiß nicht, ob am Morgen schön,
Ob in der finstren Nacht
Erschallet Seiner Stimm' Getön:
„Ihr Heiligen erwacht!“
Doch ich weiß, Er hält Sein Versprechen:
„Ich komme wieder zu euch hernieder.“
Er kann ja Sein Wort nicht brechen!
Nimmermehr! Gelobt sei Er!

Ich weiß nicht, ob ich dann im Fleisch
Noch leb' auf dieser Erd'
Und dann auf meines Herrn Geheisch
Im Nu verwandelt werd'.
Doch ich weiß, Er hält Sein Versprechen:
„Ich komme wieder zu euch hernieder.“
Er kann ja Sein Wort nicht brechen!
Nimmermehr! Gelobt sei Er!

Ich weiß nicht, ob mein Leib zuvor
Getragen wird zur Gruft
Und neu und herrlich steigt empor,
Wenn die Posaune ruft.
Doch ich weiß, Er hält Sein Versprechen:
„Ich komme wieder zu euch hernieder.“
Er kann ja Sein Wort nicht brechen!
Nimmermehr! Gelobt sei Er!

Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wie
Mein Herr mich nimmt dahin,
Doch eins laß ich mir rauben nie:
Daß ich Sein eigen bin.
Doch ich weiß, Er hält Sein Versprechen:
„Ich komme wieder zu euch hernieder.“
Er kann ja Sein Wort nicht brechen!
Nimmermehr! Gelobt sei Er!

Ermunterung, die wir brauchen!

So ermuntert nun einander mit diesen Worten (1. Thess. 4, 18):

Gott hat uns nicht zum Zorn gesetzt, sondern zur Erlangung der Errettung durch unseren Herrn Jesum Christum, der für uns gestorben ist, auf daß wir, sei es, daß wir wachen oder schlafen, zusammen mit Ihm leben. Deshalb ermuntert einander und erbauet einer den andern, wie ihr auch tut (1. Thess. 5, 9—11).

Wenn man in den gegenwärtigen kritischen Tagen den Kreisen von Gläubigen hin und her mit dem Worte Gottes dient und zuvor fragt, welche besondere Bedürfnisse wohl vorliegen, da bekommt man nicht selten die Antwort: „Wir brauchen Ermunterung.“ Ja, die Gemeinde des Herrn bedarf recht sehr der Ermunterung, wo wir es nicht mit lauen Laodicea-Elementen zu tun haben, die bei ihrem eingebildeten Reichtum nichts weniger als Ermunterung begehren, weil sie an sich selbst genug haben. Glückselig aber die Trauernden, denn sie werden getröstet werden; der Herr hat köstliche Ermunterungen für sie.

Unter den vielen Tröstungen und Ermunterungen, die den Kindern Gottes in der Heiligen Schrift dargeboten werden, nimmt — besonders im Neuen Testament — die Verheißung und Botschaft der Ankunft Christi und alles dessen, was sie für die Gemeinde Gottes, die in der Drangsal befindlichen Auserwählten der Jetztzeit, mit sich bringt und im Gefolge hat, den vornehmsten Platz und den breitesten Raum ein. Man kann diese Ankunft Christi zur Erlösung Seiner Gemeinde mit gutem Recht die Ermunterung nennen, gleichwie für die Auserwählten und Heiligen des Alten Bundes die Verheißung des ersten Kommens Christi Kern und Stern alles Trostes und aller Ermunterung bildete. Warum weist der Apostel der Nationen, wenn er seine Gemeinden hin und her stärkte und ermutigte, tröstete und ermunterte, mit Vorliebe auf den kommenden Herrn und die kommenden Dinge hin? Weil seine persönliche Erfahrung ihn lehrte, daß nichts im Himmel und auf der Erde die Nachfolger Christi so sehr zu ermuntern und zu stärken geeignet ist inmitten der Drangsale des Christus, als die Botschaft: „Der Herr ist nahe! Der Herr kommt!“

Wenn Paulus sich beschwert fühlte in den Schwachheiten seines irdischen Hauses, „dieser (Leibes-) Hütte“ (vgl. 2. Kor. 5, 2. 4), die nach vielen Stellen seiner Briefe bei ihm besonders schwach gewesen zu sein scheint, in welcher er aber trotzdem Uebermenschliches geleistet hat, so schaute er seufzend aus nach der Ankunft des Herrn, von der er mit göttlicher Klarheit wußte, daß sie ihm die Erlösung des Leibes bringen werde: „. . . auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes haben, seufzen in uns selbst, erwartend die Sohnschaft, die Erlösung unseres Leibes. Denn i n H o f f n u n g sind wir errettet worden“ (Röm 8, 23; vgl. 2. Kor. 5, 1—9). Wenn Paulus an anderer Stelle „mit Weinen“ auf die Feinde des Kreuzes Christi innerhalb der Gemeinde hinwies, dann tröstete er sich und die, welche dem Herrn ganz ergeben waren, „die Vollkommenen“, mit dem Hinweis: „Unser Bürgertum ist in den Himmeln, von woher wir auch den Herrn Jesum Christum a l s H e i l a n d erwarten“ (Phil. 3, 20. 21). Und wenn Paulus in seinem letzten Briefe aus dem Gefängnis in Rom seinem Sohn Timotheus klagt, daß ihm bei seiner ersten Verantwortung vor dem Kaiser in Rom niemand beigestanden, sondern alle Brüder ihn verlassen hätten, ferner, daß ihm ein namhaft gemachter Bruder viel Böses erzeigt habe, dann ermuntert er sich selbst nicht nur damit, daß der Herr ihn von jedem bösen Werke retten und bewahren werde für Sein himmlisches Reich, sondern auch damit, daß der Herr, der gerechte Richter, ihm und allen, die Seine Erscheinung lieb haben, an jenem Tage (damit meinte er den Tag der Ankunft Christi, den Tag der Erlösung der Gemeinde) die Krone der Gerechtigkeit geben werde. In gleicher Weise ermunterte er auch die an der Drangsal Christi teilhabenden treuen Glieder der Gemeinden, so z. B. die Thessalonicher, deren Treue und Ausharren in vieler Drangsal er ganz besonders rühmte (1. Thess. 1, 6; 3, 3; 2. Thess. 1, 4).

Und ganz so wie Paulus standen auch die übrigen Apostel mit ihren Hinweisen auf die kommende Errettung und Erlösung der Gemeinde bei der Ankunft des Herrn.

Das Buch der „Offenbarung Jesu Christi“, den Gemeinden durch Johannes gegeben, beginnt mit dem Jubelruf: „Siehe, Er kommt mit den Wolken!“ und es schließt mit der wiederholten Bezeugung des Kommenden: „Ich komme eilends!“ und mit dem kürzesten, aber inhaltsreichsten und ergreifendsten Gebet der ganzen Heiligen Schrift: „Amen! Komm, Herr Jesu!“

Wir lernen hieraus gar viel, wir ersehen daraus auch, daß die vom Heiligen Geist geleiteten und erfüllten Apostel die Gemeinden nicht „auf bessere Zeiten“ vertrösteten. Im Gegenteil, von den zunächst kommenden, damals schon angebrochenen „letzten Zeiten“ und „Tagen“ redeten die Apostel überaus pessimistisch. Diese Hinweise blieben die trübsten Klänge im Chor der Weissagungen, die düstersten Farben im prophetischen Zukunftsbild der Gemeinde Gottes auf Erden (vgl. 1. Tim. 4, 1 ff.; 2. Tim. 3, 1 ff.; 2. Petri 3, 3 ff.; 1. Joh. 2, 18).

Die Apostel vertrösteteten die Gläubigen auch nicht auf das Eingreifen der weltlichen Obrigkeiten und auf bessere Gesetzgebung der Reiche dieser Welt, so einmütig sie sonst zur Unterwürfigkeit unter die irdischen Herrscher und Obrigkeiten ermahnten und zum Gebet für dieselben aufforderten. Nein, der Trost, die Ermunterung des Heiligen Geistes in den apostolischen Schriften geht höher nud reicht weiter: er gipfelt in dem Hinweis auf die Ankunft des Herrn zur Erlösung und Vollendung der Gemeinde, auf Seine Wiederkunft zur Errettung Israels und zur Aufrichtung des

Reiches Israel, zuletzt auf die Erneuerung der Himmel und der Erde. Das sind die Ermunterungen, die den bedrängten Heiligen durch die Apostel zuteil wurden und die auch uns dargereicht werden. Paulus faßt in seiner Apologie (Verteidigung) der Auferstehung des Leibes (1. Kor. 15) diese Ermunterung zusammen in den Satz: „Hofften wir allein für dieses Leben auf Christum, so wären wir die elendesten Menschen!"

Ja, wer getröstet sein will in den Bedrängnissen, die in dieser Weltzeit über die kleine Herde Christi ergehen, der werde ein biblischer Hoffnungsmensch nach dem Vorbild der Apostel und der ersten Christen.

Bruder, Schwester, du beklagst mit allen Heiligen den großen Verfall und Tiefstand der Gemeinde, ihre den Augen der Menschen sich darbietende Spaltung und Zerrissenheit, ihre Schwachheit den Ansprüchen der Welt gegenüber, ihre Ohnmacht der Gewalt des Teufels und seiner Dämonen und dem Trotz des Unglaubens gegenüber, — verzage nicht, wirf dein Vertrauen nicht weg, was eine große Belohnung hat; bald wird Der kommen, der da kommen soll, und alles, alles wird sich wenden. Vertraue, hoffe, lerne warten, wache und bete!

Du fühlst dich so einsam in dieser Welt, siehst dich verkannt, gemieden, kaum jemand versteht dich in dem Höchsten und Besten, das du kennst und dein eigen nennst. Vergeblich suchst du Genossen deiner Freude, Mitträger deines Leidens, Mitpilger auf dem steilen, dornenvollen Wege der Nachfolge Christi! O, werde nicht müde, vergiß, was hinter dir, gräme dich nicht zu sehr um das, was links und rechts von dir sich begibt, eile vorwärts, jage dem Ziel nach, das dir gesteckt ist. Ueber ein kleines und du bist am Ziel, und dein Wehklagen wandelt sich in einem Nu, in einem Augenblick in Frohlocken. Der Herr ist nahe! der Herr kommt eilends! Und solltest du sterben vor Seiner Ankunft, solltest du noch entkleidet werden, so laß dir sagen, daß die, welche verwandelt (und also nicht zuvor durch den Tod entkleidet) werden, denen nicht zuvorkommen, die im Herrn entschlafen, ehe Er kommt. Sei es, daß wir leben, sei es, daß wir sterben — wir sind des Herrn!

Du trauerst über böse Arbeiter im Weinberge des Herrn, über die Zerschneidung, die allenthalben am Werke ist, über die allgemeine Vermischung der Gläubigen mit der Welt auf der einen Seite und über die damit im Zusammenhang stehenden Spaltungen unter den Gläubigen anderseits; du siehst die vielseitige Unnatur innerhalb der Gemeinde des Herrn, durch die soviel Verwirrung und Aergernis gegeben wird; siehst Bruder gegen Bruder stehen im heißen Kampf um Wahrheit und Reinheit, der durch die vielen Irrlehrer und Irrlehren und um anderer Dinge willen durch die Gemeinde Gottes hin tobt, wo doch Frieden sein sollte; du siehst die Pestilenz der Verleumdung und Lüge durch die Reihen der Kinder Gottes schleichen und vieles verderben — da seufzt und klagt dein Herz und fragt: Wie lange noch? Hüter, ist die Nacht hin? Sei getrost, verzage nicht, du Häuflein klein; der Herr kommt und Sein Lohn mit Ihm! Vor Seinem Richterstuhl muß und wird alles offenbar werden. Der Richter steht vor der Tür! Er wird Seine Tenne fegen, zuallererst die Tenne Seiner Gemeinde, denn auch das Endgericht hebt an am Hause Gottes. Zuletzt wird die Gemeinde herrlich, ohne Flecken und Runzeln dem Vater vom Sohn dargestellt werden!

Du klagst und liegst schwer darnieder angesichts der Verwüstungen, die der Feind anrichtet in den Reihen der Heiligen, angesichts des ungeheueren Umfangs der Verführung, angesichts der allgemeinen Oberflächlichkeit und Lauheit, Gleichgültigkeit und Trägheit in den Dingen Gottes, angesichts der Untreue und Lässigkeit der Vielen im Werke des Herrn, angesichts der wachsenden Schar der „Geldwechsler" und „Taubenkrämer" im Tempel Gottes und was dergleichen Schäden und Mißstände mehr sind, die den Strom des Lebens in seinem Lauf durch die Gemeinde und die Welt aufhalten und sein klares Wasser trüben und vergiften. Wohl dir, wenn du soviel Salbung und Kraft hast, heilig ernsthaft über diese Dinge zu trauern; aber sei getrost: Was Er sich vorgenommen und was Er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel. Der Herr kommt eilends, Er wird Seine Heiligen, die zu Ihm Tag und Nacht schreien, gleich der bedrängten Witwe, die sogar den ungerechten Richter mit ihrem Geschrei überwältigte, erretten in einer Kürze! Der Herr ist nahe, der Herr kommt, um Seine Gemeinde zur Vollendung zu bringen. Hüte du dich nur, daß du nicht selbst Schaden nimmst in den gegenwärtigen bösen Tagen.

Und ihr alle, die ihr euch durch eine mehr oder weniger schwache, kranke und hinfällige Leibeshütte beschwert fühlt, die ihr besonders fühlbar das Sterben des Herrn auch an eurem natürlichen Leibe herumtragt, euch sehnend, mit eurer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet zu werden, laßt euch ermuntern und ermuntert euch untereinander selbst mit dem „Worte des Herrn", das den Heiligen einen unverweslichen und unbefleckten Herrlichkeitsleib verheißt, einen geistlichen Kraftleib, der dem verherrlichten Leibe Christi — o Wunder der Wunder! — gleichförmig sein wird. Wer weiß, wie nahe den Nachfolgern Christi dieser wunderbare Wohnungswechsel, dieser tiefgreifende Kleidtausch bevorsteht! Wie wird uns sein, wenn der Herr kommt!

Noch einmal sei es gesagt: nichts ist in der Heiligen Schrift so klar und bestimmt und mit so herzbeweglichen Worten bezeugt als diese Wahrheit, diese Tatsache: Der Herr kommt wieder, und mit Seiner Ankunft treten die größten Umwandlungen im Leben der Heiligen ein und Seine Ankunft hat die weitreichendsten Ereignisse im Himmel und auf der Erde im Gefolge. „So ermuntert euch nun untereinander mit solchen Worten."

Wie wird uns sein, wenn wir der Erde Dunkel,
Der Jetztzeit Weh auf ewig dann entfliehn
Und bei des Morgensternes Lichtgefunkel
Mit Jubelschall in's Vaterhaus einziehn;
Wenn uns die Engel Gottes froh begrüßen,
Die uns umgaben hier schon allezeit,
Des Lebens Strom hinrauscht zu unsern Füßen
Und unser Auge schaut nur Herrlichkeit!

Kühn.

Amen, ja komm, Herr Jesus!

(Offb. 22: 20.)

Heiland, nun kommst Du bald!
Wartend wir stehen,
Bis die Posaun' erschallt
Und wir Dich sehen.

Bis aus den Wolken hell
Dein Antlitz grüßet; —
O welch ein Wonnequell
Sich dann erschließet!

Dann holst Du Deine Braut! —
Im weißen Kleide
Wird sie Dir angetraut
Zu ew'ger Freude.

Hör' wie es widerhallt
In heil'ger Wonne:
„Amen, ja komme bald!
Du, unsre Sonne."

G. Gruhn.

Prüfe die Fundamente deines Glaubens!

(Fortsetzung und Schluß)

7. Bist du ein geistlicher Mensch? (2, 12—16) oder bist du noch fleischlich? (3, 1—5).

Nur wer nach 1. Kor. 2, 12 den Geist, der aus Gott ist, empfangen hat, ist ein Geistlicher. Wer aber Gottes Geist nicht hat, ist nicht einmal Sein, geschweige denn, daß er ein Recht hätte, als „Geistlicher" mit dem Wort zu dienen. Wohin ist die große Christenheit geraten! Woran wird nun der geistliche Mensch offenbar? Er erkennt die Dinge, die uns von Gott geschenkt sind; er redet nicht in Worten, gelehrt durch menschliche Weisheit, sondern in Worten, gelehrt durch den Geist; er teilt geistliche Dinge mit durch geistliche Mittel; er unterscheidet alles, was auf den Geist Bezug hat; er hat Christi Sinn. Jeder wahre Gläubige hat den Geist Gottes empfangen (Eph. 1, 13; 2. Kor. 1, 21. 22); aber nicht jeder Gläubige ist deshalb schon ein geistlicher Mensch, sonst hätte Paulus den „berufenen Heiligen" in Korinth nicht sagen können: „Ihr seid noch fleischlich — ich konnte nicht zu euch reden als zu Geistlichen, sondern als zu Fleischlichen." Sie wandelten noch nach Menschenweise; Neid und Streit, Parteiungen und Spaltungen waren unter ihnen. In ihrer Glaubensstellung zu Gott in Christo waren sie Geistliche, aber in ihrem Wandel waren sie fleischlich. Das Fleisch herrschte in vielen Stücken vor, obschon sie

als „Tempel des Heiligen Geistes" angeredet wurden. Das müssen wir sehr beachten. Das macht für alle Gläubigen die Frage so sehr ernst und wichtig: Bist du ein geistlicher Mensch? Ein geistlicher Mensch hat es nur noch mit Gott und Gottes Wort zu tun. Er ist gelöst auch in seinem Wandel und Dienst von den Banden und Stricken des natürlichen, seelischen Menschen, über welchem der Geist Gottes noch nicht die volle Herrschaft erlangt hat; er wandelt noch nach Menschenweise und sinnt, wie einmal Petrus, nicht auf das, was Gottes ist, sondern auf das, was des Menschen ist. Er schielt noch nach der Welt, blickt auf Brüder und Schwestern und buhlt mit dem religiösen Fleisch, hängt sich an Menschen und ist allezeit in Gefahr, Rotten zu machen und Sekten zu bilden.

8. Welcherlei ist dein Werk? (3, 11—15)

Man kann auf dem Grunde stehen, der Christus heißt, und doch noch fleischlich sein und nach dem Fleische *wandeln*. Auf diesem Grunde standen die Gläubigen in Korinth, sonst hätte sie der Apostel nicht als „Geheiligte in Christo" und „als berufene Heilige" angeredet (fromme Phrasen machte der Apostel des Herrn gewiß nicht, indem er etwa Weltkinder als „Gemeinde des Herrn" anredete!). Und doch, wie sah es nach dem 1. Korintherbriefe unter den Gläubigen in Korinth aus. Sie bauten, aber sie bauten nicht recht. „Holz, Heu, Stroh" bauten sie, Werke wiesen sie auf, die Paulus an dem „kommenden Tag", da die Werke, nicht aber die Person der Gläubigen (vgl. Ev. Joh. 3, 18) gerichtet werden, „verbrennen" sah. An diesem Tage, der „in Feuer geoffenbaret wird", sah der Apostel vieles von dem Wirken und den Werken der Korinther „verbrennen" und sie „Schaden leiden', sie selbst aber, die auf dem Grunde standen, der ein für allemal gelegt ist und Christus heißt, sah er gerettet werden, „doch so wie durchs Feuer!" Man vergleiche hierzu die typische Rettung Lots, der zwar auch „ein Gerechter" genannt wird, dessen Wandel und Werke aber nicht wie der Wandel und die Werke Abrahams aus dem Glauben, sondern nach dem Fleisch waren. Wie viele Gläubige gab es schon zur Zeit der Apostel, die im Geiste anfingen, aber im Fleische vollendeten! Welcherlei sind unsere Werke?

9. Erwartest du die Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi? (1, 7b.)

Wenn eins der Lehrstücke der Apostel in unseren Tagen bei vielen Gläubigen noch immer arg vernachlässigt, verdunkelt, ja übersehen wird, dann ist es die Hoffnungslehre, das prophetische Wort von dem wiederkommenden Herrn und den letzten Dingen. Durch die Schriften der Apostel, besonders durch die Briefe des Apostel Paulus, zieht sich der goldene Faden der prophetischen Hinweise auf den kommenden Herrn und Seinen Tag, den Tag Christi, der für die Gläubigen der Tag der Erlösung ist. Es ist gar nicht zu sagen, nach wie vielen Seiten hin sich die Unklarheit in diesem Stück der christlichen Glaubenslehre gerächt hat und noch immer rächt. Die mancherlei falschen Heiligungslehren und die mit ihnen im wesentlichen Zusammenhange stehenden verderblichen Geistesströmungen, die in diesen Tagen viele Versammlungen der Gläubigen verwirren und verwüsten, sind auf diesen furchtbaren Mangel an biblischer Lehrklarheit zurückzuführen. Die Kraft- und Charakterlosigkeit vieler Kinder Gottes in ihrer Stellung zur Welt, ihre Vermischung und ihr Paktieren mit der Welt wäre in so furchtbarem Umfange einfach unmöglich, wenn wir noch an alle Versammlungen der Kinder Gottes schreiben könnten, wie Paulus an die Korinther schrieb: „ihr seid in *allem* reich gemacht worden, in *allem* Wort und *aller* Erkenntnis ... so habt ihr in keiner Gnadengabe Mangel habt, **indem ihr die Offenbarung des Herrn Jesu Christi erwartet!"** So konnte Paulus schreiben an eine der verweltlichtsten Christengemeinden, an die Korinther. An wie viele Gemeinden oder Versammlungen könnte man heute so schreiben? Jeden Dienst, den Paulus tat, allen Wandel, den er führte in dieser Welt, seine Leiden um Christi willen, seine Beziehungen zu seinen Gemeinden — alles, alles bezog er letzthin auf den Tag Christi und auf das Offenbarwerden vor dem Richterstuhl des Christus. Mit allen damaligen Gemeinden lebte er in der beständigen „Erwartung" der Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi!" Wie vieler Mühe von seiten des Herrn, wie vieler schwerer Züchtigungen und herber Enttäuschungen, wie vieler Gerichtsschläge wird es noch bedürfen, ehe das gegenwärtige Geschlecht der Kinder Gottes in seiner Mehrheit wieder zurückkommt zu dem **apostolischen** Warten auf die Offenbarung Christi bei Seiner Ankunft? Wie steht es in diesem Stück bei dir, lieber Bruder, liebe Schwester? Eine Entschuldigung hast du nicht, wenn du noch nicht unter denen bist, die auf den Herrn warten. Diese Rückständigkeit kannst du nicht allein auf deine Prediger schieben, die vielleicht kaum ein klares Wort von der Ankunft Christi zu dir geredet haben, die dich vielleicht mehr verwirrt als aufgeklärt haben. Gewiß, sie haben eine große Verantwortung, wenn sie den Seelen, die ihnen folgen, den besten Weizen, die köstlichste Weide vorenthalten. Aber du hast die Bibel in der Hand, und dieselbe ist voll von den kommenden Dingen und dem kommenden Herrn. Warum achtest du nicht darauf? Deine Untreue, deine Lauheit und Schläfrigkeit, dein Weltsinn, deine irdische Gesinnung ist daran schuld, wenn du noch nicht erwartest die Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi. Gib dem Fleisch den Abschied, und in deinem Glaubensleben wird alles neu werden.

Kürzlich machte uns ein christliches Blatt den Vorwurf, daß wir zu viel von den kommenden Dingen gebracht hätten. Wenn wir uns in diesem Punkt einen Vorwurf zu machen hätten, dann wäre es der, daß wir zu manchen Zeiten viel zu wenig auf den kommenden Herrn hingewiesen haben. Wir werden auch in der Zukunft diesen Teil der Apostellehre nicht zurückstellen, was man uns auch immer nachreden mag. Eine untreue, eine lieblose Braut, die aufhört, den Bräutigam zu erwarten!

„Wir besitzen das prophetische Wort befestigt, auf welches zu achten ihr wohltut, (als auf eine Lampe, welche an einem dunklen Ort leuchtet) bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen."

B. Kühn.

Vom Büchertisch

Die Zeit der Gewissensnot der Kinder Gottes, der große Krieg, hat auch manch ein herrliches Zeugnis für die Wehrlosigkeit der Nachfolger Jesu Christi hervorgebracht. Eine der besten Abhandlungen über diesen Gegenstand, und zwar besonders ihrer Gründlichkeit halber, ist die jüngst erschienene Schrift von John Horsch, Scottdale, Pa. „Die biblische Lehre von der Wehrlosigkeit." Der Verfasser ist einer von denjenigen Schriftstellern, die ihren Gegenstand erst völlig zu beherrschen suchen und ihn dann den Lesern möglichst allseitig darbieten. Das ist dem verdienstvollen Verfasser auch diesmal trefflich gelungen. Einfach bewundernswert ist Horsches geschichtlicher Scharfblick, mit dem er den Wert einzelner Ereignisse in dem großen Lauf der Geschichte so sicher zu erkennen vermag. Das gibt seinen Werken jenen hohen wissenschaftlichen Wert, der besonders die ernsten Leser anzieht. Sowohl Predigern wie Laien, Gelehrten wie Ungelehrten sei dies Buch aufs wärmste empfohlen.

Gustav Enß.

Moundridge, Kansas.

Auszug aus einem Brief von Rev. J. K. Penner, Beatrice, Nebr. — „Das Buch von Br. J. Horsch: Die bibl. Lehre von der Wehrlosigkeit, habe ich bereits durchgelesen. Ich bitte dich, mir sechs Exemplare zu senden. Gott gebe uns viele treue Zeugen der alleinigen Wahrheit. Es ist kaum nötig, die von dir gewünschte Recension zu schreiben, das Büchlein wird seinen Weg durch die Gemeinden schon finden. Ist es auch im Englischen herausgegeben? Hoffentlich!

Bitte um Schwestern

Wieder kommen wir zu den Gemeinden mit der Bitte um Schwestern für unser Hospital. Wir brauchen dringend Hilfe; wir haben immer noch nicht genug Kräfte, die segensreiche Arbeit zu bewältigen. Diejenigen Schwestern, die nach der Lernzeit das Staatsexamen ablegen wollen, mi[illegible]en den neunten Grad der Hochschule a[illegible]l-viert haben. Wir sind daher gerne be[illegible]it, denjenigen, denen diese Bildung mang[illegible]lt, den nötigen Besuch unserer Hochschule unentgeltlich angedeihen zu lassen. Da der Kursus derselben anfangs September beginnt, so ersuchen wir die Jungfrauen, die dem Herrn in der Krankenpflege dienen wollen, sich so früh zu melden, daß sie recht-

zeitig mit dem Schulbesuch beginnen können.

Wir bitten den Herrn der Ernte, viele Jungfrauen willig zu machen, sich als treue Arbeiterinnen in seinem Weinberge brauchen zu lassen, damit auf allerlei Weise sein Reich gebaut werde.

Nähere Auskunft erteilt gern der Aelteste unserer Gemeinde, Bruder Gerhard Penner.

Das Direktorium des Diakonissenhauses in Beatrice, Neb.

Die südrussischen Mennoniten in der Kriegs- und Revolutionszeit

(Von G. G. Hiebert von drüben mitgebracht)

(Fortsetzung)

Immerhin ist die Zeit der provisorischen Regierung von März bis Oktober 1917 für die Mennoniten die lichteste Zeit in den Kriegs- und Revolutionsjahren gewesen. In dieser Zeit fällt ihre nationale Organisation, die an die Seite der schon längst bestehenden religiösen tritt. Neben die Allgemeine Bundeskonferenz, deren ausführendes Organ die Kommission für kirchliche Angelegenheiten ist, trat der allgemeine mennonitische Kongreß mit dem „Mennonitischen Zentralbureau“ (Mennonitenzentrum) als ständiges Organ.

b.) Kontribution.

Die Oktoberrevolution 1917 gab der Regierung Kerenskys den Todesstoß und stellte Lenin und Trotzky an das Ruder. Der Boden für den Bolschewismus war vorbereitet. Die Mißerfolge an der Front, der Zerfall der Armee, bedingt durch den Verfall der Disziplin, die Stockungen im wirtschaftlichen Leben, die Verkehrsstörungen, die rapide anwachsende Arbeitslosigkeit und nicht zum wenigsten die Eigentümlichkeiten des slawischen Charakters — dies alles und noch manches andere leiteten die anarchistischen Zustände ein, die sich ganz logisch und mit Naturnotwendigkeit weiter entwickelt haben und sich noch entwickeln werden, bis ganz Rußland nur noch aus herumziehenden, sengenden, raubenden Banden bestehen wird. Der Bolschewismus will seinem Programm nach eine staatlich denkende Partei sein, die, wenn auch auf neuen Grundlagen, aber immerhin einen Staat aufbauen will, aber es in Wirklichkeit nicht imstande sein kann, weil sie die elementarsten Gesetze des wirtschaftlichen Lebens zerbrechen will. Der Bolschewismus lebt wirtschaftlich noch von der Erbschaft, die er im Oktober 1917 angetreten hat; es kommt aber ein Moment, wo der Erbe, der selber nichts produziert, eines elenden Hungertodes sterben wird. Dann wird geschehen, was geschehen muß: seine Führer werden von denselben Massen zertreten werden, die sie an ihre Fahnen mit Losungen und Versprechungen fesselten, denen die Erfüllung der Natur der Sache versagt bleiben muß.

Kerensky hatte die Parole ausgegeben: Organisiert euch! So entstand schon unter ihm im ganzen Reiche ein Netz professioneller Arbeiter- und Soldatenverbände. Diese wurden die Leiter der bolschewistischen Idee und die Organe der bolschewistischen Herrschaft, die von Anfang an Schreckensherrschaft war, die lokalen Arbeiter- und Soldatenräte erkannten die neue Regierung sofort an und rissen die ganze Gewalt an sich. Auch die mennonitischen Wolostkomitees mußten ihren Platz den lokalen Arbeiterkomitees räumen. Nun begann für alle Kolonisten eine Märtyrerzeit. Die Gutsbesitzer mußten in die Städte und Kolonien flüchten, ihre Güter wurden die Beute der Banden oder Pflanzstätten des experimentierenden Kommunismus. Das Schlagwort war Kontribution. Auf die deutschen Kolonisten war es vor allem abgesehen. Sie wurden von diesen „Demokraten“ als Staatsfeinde betrachtet, wie vorhin von den Autokraten, hier aber nicht, wenigstens in der ersten Zeit nicht, und wenn doch, so doch nicht bewußt, aus nationalen, sondern aus sozialen Gründen. Als durchschnittlich gut situierter Mittelstand waren sie die Zielscheibe und der Sturmbock der wütenden Massen. Man raubte mit dem Revolver in der Hand, erpreßte Geld von Hof zu Hof, und dann von ganzen Dörfern und Bezirken, über die man Kontributionen auf Kontributionen verhängte. Ein mennonitischer Dampfmühlenbesitzer aus Alexandrowsk mußte allein eine Million Rubel bezahlen.

Doch schlimmer als Gelderpressungen waren die blutigen Mordtaten, mit denen die Bolschewiken sich für immer gerichtet haben. Man nahm Geiseln, um von einzelnen Personen, Städten und Gebieten Geld zu bekommen, und schlachtete sie hin, wenn die meistens unerschwinglichen Summen nicht aufgebracht wurden. Die mennonitische Kolonie Halbstadt erlebte im Februar 1918 Schreckenstage, die wohl an die blutigsten Tage der mennonitischen Märtyrergeschichte erinnern. Am 3. Februar alten Stils, an einem Sonnabend, kam dorthin eine Matrosenbande und arretierte noch an demselben und am folgenden Tage eine ganze Reihe von Personen. Der Anführer der Bande war ein blutdürstiger Unmensch, der sich an den physischen und seelischen Leiden der unschuldigen Opfer ergötzte, dabei aber stets Aussprüche der Schrift im Munde führte. Am Sonntage ließ er einen jungen Russen und den 16jährigen Sohn des Johann Willms von Halbstadt erschießen, diesen auf eine total leere Beschuldigung hin, ein russisches Mädchen getötet zu haben. Am Montag fielen durch ruchlose Mörderhand die Gutsbesitzer Jakob Sudermann, Apanlee, der Oberlehrer an der mennonitischen Handelsschule in Halbstadt, Peter Letkemann, weiter Heinrich Neufeld und August Kamm. Die übrigen Gefangenen kamen frei, zwei erst, nachdem sie nach Simferopol geschleppt worden waren. Heiße Gebete sind in diesen Tagen zu Gott emporgestiegen, und er hat geholfen, den Sterbenden durch die trostreiche Gnade des Evangeliums und den Lebenden durch die Sendung einer baldigen Hilfe.

An demselben Tage, an dem Letkemann, Sudermann und die andern Mennoniten in Halbstadt fielen, erhielt die deutsche Armee den Befehl zum Einmarsch in die Ukraine. Inzwischen hatten nämlich die Verhandlungen in Brest-Litowsk zu der Selbständigkeitserklärung der Ukraine geführt. Von der sozialrevolutionären Partei gerufen, okkupierten die Deutschen die Ukraine; sie zogen in unsere Kolonien ein, als dieNot aufs höchste gestiegen war, aber schon nach einem halben Jahr mußten sie fort, und die Ukraine, die sich schon zu erholen anfing, sank in die Anarchie zurück.

c.) Machno.

Schon während des Abzugs der Deutschen bildeten sich Banden, deren Anführer ein sibirischer Sträfling, Machno, wurde. Als die deutschen Truppen anfangs September 1918 Süd-Rußland endgültig räumten, erfüllten bange Sorgen die Herzen, schlimme Ahnungen die Seelen der Kolonisten. Nachrichten von den Schreckenstaten der Banditen steigerten die Angst und die Sorge. Im Alexandrowsker Kreise, im Schönfelder Bezirk, wurden mennonitische Männer, Frauen und Kinder auf die grausamste Art zu Tode gemartert, vergewaltigt oder erschossen. Die Schreckenstage von Halbstadt waren noch in aller Gedächtnis, und da beschloß die Mehrheit der Mennoniten, zur Notwehr zu greifen. Das geschah nicht ohne schwere religiöse Kämpfe und Konflikte, deren Folgen sich heute noch nicht abschätzen lassen.

Die junge Mannschaft folgte mehr einem elementaren Drang, ihre Mütter, ihre Schwestern zu schützen, und sehr oft stellten sie sich gegen den Willen ihrer Eltern in Reih und Glied, diese damit vor die vollendete Tatsache stellend und sie zwingend, für ihre Kinder an der Front zu beten. Und diese Gebete sind nicht unerhört geblieben. Vier Monate lang wehrten sich die Kolonisten (Mennoniten, Lutheraner und Katholiken) gegen die Banditen. Die Ueberfälle wurden in dieser Zeit immer häufiger, immer schrecklicher und grausamer die Mordtaten. Um Weihnachten 1918 rückte die Machnowsche Bande gegen die katholische Kolonie Blumental an. Man hat dieses Dorf das kolonistische Verdun genannt; denn es bildete den Schlüssel zu den deutschen Bezirken (Prischib, Halbstadt und Gnadenfeld). Um Blumental ist heiß gekämpft worden, und vor allem sind es mennonitische Selbstschützler gewesen, die sich mit seltener Tapferkeit und mit immer mehr sich steigerndem Ernst dort für ihre Angehörigen eingesetzt haben. Von den Machnowzy wurden sie die „Jesusabteilung“ genannt; die rohen Gesellen haben es gespürt, daß hier nicht militärische Abenteuerlust die Triebkraft war, sondern ein heiliges Pflichtgefühl und ein tiefer Ernst. Und Gott schützte den Selbstschutz. Das mußten und müssen seine größten Gegner bekennen. In der ganzen Zeit der Kämpfe sind nur drei Mennoniten gefallen. — Es war im Vorfrühling 1918, als die Machnowzy sich mit den Bolschewiken vereinigten und dann Blumental einnah-

men. Mit den Bolschewiken klopfte eine immerhin geordnetere Partei an die kolonistischen Tore, und da streckte der Selbstschutz ohne weiteres die Waffen. Er hatte sich eine ganz klare Aufgabe gestellt: gegen das Bandenwesen zu kämpfen, nicht gegen reguläre Truppen, und wären es auch die der bolschewistischen Regierung.

Unter der zähmenden Leitung der Bolschewiki durften die Machnowzy sich nicht so ausleben, wie sie es gerne getan hätten, sie durften wenigstens nicht nach Gutdünken Menschen hinschlachten. Sie hatten als ihre Einflußsphäre die südlichen Gouvernements zugewiesen bekommen, also gerade den Rayon, in dem sich die mennonitischen Ansiedlungen befinden. Sie wurden aber, wie gesagt, durch die Bolschewiken einigermaßen in Schach gehalten, sonst hätten die Kolonisten viel mehr Menschenopfer zu beweinen und den völligen Raub ihrer Güter zu beklagen gehabt. Und doch war die Zeit von März bis Juni 1919 eine böse Zeit. Von den Selbstschützern wurden mehrere junge Menschen, und von sonstigen Mennoniten reichere Männer auf die grausamste Weise umgebracht; sie wurden nicht etwa erschossen, sondern zerhackt, so z. B. der Kaufmann Johann Epp, Halbstadt, durch den berüchtigten revolutionären Gerichtshof (Tschrezweetschajka). In Melitopol kam der Sekretär des Mennozentrums Peter Wiens ums Leben, der in die Krim in Gemeindeangelegenheiten abdelegiert worden war und auf der Rückreise in Melitopol arretiert wurde. Alle Bemühungen seiner Freunde, ihn frei zu bekommen, scheiterten. Nachdem er sechs Wochen gefangen gesessen hatte, ging er ergeben in den Tod. Er wurde nachts mit noch etwa 30 Mann in einer Niederung unweit Melitopol von betrunkenen Banden vor das Maschinengewehr gestellt und — „gerichtet." Später wurde seine Leiche ausgegraben und auf dem Altonauer Friedhof bestatet. — Im Norden eingeschränkt, entschädigten sich die Machnowzy durch Güterraub und Gelderpressungen, durch Mißhandlungen und Vergewaltigungen. Man arretierte die Leute, schlug sie bis zur Besinnungslosigkeit und verlangte dann unerschwingliche Summen für ihre Befreiung. Eine schreckliche Plage für die Kolonien waren die bolschewistischen Flüchtlinge. Vom Kaukasus und vom Dongebiet rückte die Freiwilligen-Armee, unterstützt von den Engländern, gegen den Süden vor. Als sie das Kohlengebiet im Donezrayon bedrohten, flüchteten Tausende von den Arbeitern aus den Kohlenwerken mit ihren Familien in den Berdjansker Kreis, wo sie in den Kolonien untergebracht wurden. Diese Leute, die jede Arbeit scheuten, die den Tag über zu Hunderten auf den Straßen herumstanden, waren in ihren Ansprüchen, besonders in Bezug auf das Essen, maßlos. Die mennonitische Wirtin mußte oft des Nachts aufstehen und den Taugenichtsen Schinkenfleisch braten, und zwar in solchen Mengen, daß die Prasser davon schier barsten. Der Bauer mußte seine Pferde zu jeder Stunde für die Tagediebe zur Verfügung haben, um sie in die nächste Ortschaft zu stellen, wo sie ihre Bekannten besuchten oder ein geringfügiges Geschäft zu besorgen hatten. Die Landarbeit litt darunter unsäglich, und die besten Kolonistenpferde, die sich immer ausgezeichnet hatten, wurden in kürzester Zeit abgeschundene Mähren. Das Schlimmste aber war, daß viele unter den Flüchtlingen — es gab unter ihnen auch bessere Elemente — den Machnowzy Spionendienste leisteten. Unsere Männer, auf die Machnos Schergen in ersterLinie fahndeten, waren vor diesen Spähern keinen Augenblick sicher; sie mußten sich in dunklen Nächten von Ort zu Ort stehlen, um nicht ausgeliefert zu werden. Sehr beliebt war bei diesen politischen Unterhändlern die Methode, irgend einem Bauer, den ihre Auftraggeber als Opfer der persönlichen Geldgier (Die Kommunisten stehen trotz der schönen Theorien doch im Bann der Eigentumstriebe.) ausersehen hatten, Waffen unterzuschieben, ihn dann zu verklagen und seine exemplarische Bestrafung in Form von Mißhandlungen und Gelderpressungen zu veranlassen.

Unsre mennonitischen Flüchtlinge mußten sich derweilen überall herumstoßen, und manche von ihnen fielen in die Hände der Räuber und Mörder. Als im März der Selbstschutz den Kampf aufgab, ergriff ganze Dörfer eine furchtbare Panik. In der Nacht vom 9. auf den 10. März a. St. zogen Hunderte von Wagen mit mennonitischen Flüchtlingen, wie schon etwas früher solche mit katholischen und lutherischen Flüchtlingen, nach dem Süden, in die Richtung der Krim, die ihnen Zuflucht gewähren sollte. Viele, ja die meisten von den Flüchtlingen kehrten aber, dank dem energischen Eingreifen einiger Männer, unter denen vor allem drei lutherische Aerzte zu erwähnen sind, wieder zurück. Man weiß auch nicht, was sonst aus alle den Flüchtlingen, besonders bei den unwegsamen Landstraßen, geworden wäre. Jene Aerzte haben, vor allem einer von ihnen, den Mennoniten während der Machnowschen Periode die unschätzbarsten Dienste erwiesen.

Die Verhältnisse in der sogenannten Alten Kolonie (Chortitzer Kolonien) gestalteten sich im ganzen ähnlich wie an der Molotschna, vielleicht etwas günstiger, noch günstiger aber in der Krim, die erst einen Monat später von den Bolschewisten eingenommen wurde, und wo der bolschewistische Einfluß den Machnowschen überbot.

(Schluß folgt)

Shafter, California

Den 14. Juni, 1920. Lieber Br. Fast! Gruß des Friedens zuvor! Wir bekamen diese Tage mehrere Briefe von Rußland, von der Molotschna. Wie sehnsüchtig haben wir auf Nachricht von dort gewartet, aber o, wie schrecklich! Was müssen unsere Brüder dort alles durchmachen, und es scheint, als ob es kein Ende nimmt. Sie sind unter die Mörder gefallen. Teure Brüder und Schwestern, geht nicht an ihnen vorüber, sondern hört auf das Schreien der Verzweifelten. Wollen Samariterdienste tun. Wir werden uns nicht verantworten können am Tage des Gerichts, wenn wir nicht auf den Notschrei unsrer Brüder und Schwestern gehört haben. Ich freue mich jedesmal, wenn ich lese, wie so reichlich gegeben wird, und wenn erst der Weg offen sein wird nach dem Süden Rußlands, glaube ich, wird auch noch viel getan werden. Wer weiß einen Rat und Weg, wie am besten zu helfen?

Außer dem nachfolgenden Brief bekam ich noch drei sehr lange Briefe, doch es würde zu viel werden, sie alle zu bringen, so will ich nur etliches daraus anführen. Nach der Schwiegermutter Bericht sind in Hochfeld Jakob Wiens beide ermordet worden, in Jurofka Johann Wiensen mit vier Kindern, Frau Thomas Wiens und Sohn in Brasel sechs Mathiessen, Jakob Thiessens, Peter Thiessens.

Wünsche allen Lesern den Frieden Gottes, welcher köstlicher ist, als alles andere in der Welt, und ein Herz voll Mitleid und Erbarmen. Wie wird der Lohn einst so herrlich sein! Jesus sagt: „Ich bin nackend gewesen und ihr habt mich gekleidet ... Alles, was ihr einem meiner Geringsten getan, das habt ihr mir getan." Wenn ich meinen Gefühlen und der inneren Stimme folgte, dann ginge ich durch ganz Amerika, durch alle Gemeinden, und händeringend würde ich flehen. Erbarmen wir uns über uns selbst, denn der Herr redet furchtbar ernst, und wir werden uns verantworten müssen für die Gnadenzeit, die der Herr uns bis heute geschenkt hat. Allen Lesern einen herzlichen Gruß,

K. Wittenberg.

Hier folgt der Brief:

„Altonau, 24. Januar, 1920. Liebe Geschwister! Unerwartet haben wir Nachricht von Euch erhalten. Ich hatte gestern einen echten Amerikaner zu Gaste, Deinen Nachbar Hübert. War das eine Freude! Wir haben furchtbare Zeiten durchlebt. Wir schmachteten unter dem Druck der Bolschewisten, nachdem die Deutschländer uns verlassen hatten. Da kamen die Kosaken und befreiten uns. Es war im Juni dieses Jahres, als in einer Nacht Altonau voll Kosaken war. Des Morgens griffen die „Roten" Altonau an, unser Ende, von Trojzotol. Bei Thiessens und Sawatzky stand Maschinengewehr und die Kugeln schwirrten durch die Luft. Ich mußte mit dem Fuhrwerk auf die Steppe fahren; ich hatte Munition und Kosaken geladen. Wir fuhren bis zur ersten 14 Morgen. In Altonau ging es toll. Klaas mit seiner Familie flüchtete in den Keller, auch Ennßen und ihre Kinder waren da. Anna, Tina und Lena flüchteten in unsern Keller. Die Kosaken mußten Altonau verlassen und die Roten stürmten hinein. Sie rüttelten an der Hintertür bei Klaas. Er öffnete. Da schrien sie ihn an: „Geld!" Einer schoß in den Keller. Die Kugel traf Elisabeth Enns durch die Hüfte. Mit den Worten: „Lieber Heiland, hilf!" brach sie zusammen und starb. Der Bruder mußte alles Geld herausgeben sonst hätte man ihn auch er-

schossen. Als der Bruder auf dem Hofe so um sein Leben bat, schaute Tina bei uns zur Türe hinaus, und gleich schoß man auf sie, doch die Kugel ging fehl. Die Roten waren nur kurze Zeit in Altonau, dann mußten sie weichen. Es waren für uns schreckliche Augenblicke. Gegen Abend fuhren Klaas und seine Familie nach Tiege, ich und Enns blieben auf unsrer Wirtschaft. Altonau wurde stark mit einer Kanone von Terpenije beschossen, aber keine Sprengkugel hat Schaden angerichtet. Am nächsten Tage war Ruhe und Ordnung und wir waren alle wieder zusammen. Ein Opfer war gefallen: Elisabeth Enns. Nun hatten wir den ganzen Sommer Ruhe und konnten eine schöne Ernte einbringen. Weil kein Benzin zu haben war, droschen wir mit einer Lokomobile, das zehnte Pud mußten wir dafür geben. Die Arbeiter bekamen als Tagelohn auch alle Getreide; das Geld hat keinen Wert mehr. Das Ausbringen des Getreides kam also sehr teuer. Anfangs September ging ein schöner Regen nieder, so daß wir noch gut einsäen konnten. Um die Zeit munkelte man bei uns, daß die Anarchisten unter ihrem berühmten Anführer Machno wieder die Front der Freiwilligen durchbrochen und in die deutschen Dörfer eindringen werden. Anfangs Oktober waren sie wirklich da. Es fuhren vier Fuhrwerke mit Soldaten durch Altonau, alles Machnowzen. Bei Nikolai Ediger raubten sie Geld und die Uhr, auch bekam er etliche Streiche mit dem Tater, sonst war nichts. Da organisierte sich eine Bande in Melitopol, die hat uns an 5—6 Wochen gequält. Täglich kamen etliche Fuhrwerke, mitunter viele, bis 200 Mann, dann wurde verlangt: Pferde, Kleider, Geld usw. Immer hatten sie den Revolver, die Flinte oder den Säbel und drohten mit Erschießen. Des Nachts hatten wir Ruhe, nur am Tage raubten sie. Wie froh waren wir, wenn der Abend anbrach, und wie bangten wir und fürchteten uns, wenn der Tag graute! Was werden wir heute erleben? Das war unsere bange Frage. Nirgends war Hilfe zu sehen. Entfliehen konnten wir auch nicht. Wir waren in Räuberhänden, die spielten mit uns wie eine Katze mit der Maus. Wir waren deshalb schuld, weil wir Deutsche waren. O, was haben wir zu Gott geschrien, aber keine Erhörung. Immer wieder kamen die Banditen und schreckten uns. „Ihr habt Waffen," sagten sie, „her damit, sonst erschießen wir Euch!" Wenn wir Reiter auf der Straße erblickten, so waren alle Einwohner von der Straße herunter; jeder saß in seiner Stube oder versteckte sich sogar und wartete der Dinge, die da kommen würden. Die großen, russischen Nachbardörfer beteiligten sich im großen Ganzen nicht daran, aber sie taten auch keine Fürsprache für uns. Mir schien es so, daß sie sich im Stillen freuten, daß man uns so grausam behandelte. Der Bruder Klaas hat dort ja viele Bekannte. Hin und wieder kam auch einmal einer, um sich nach uns zu erkundigen. Sie wunderten sich dann sehr, wie wir so verlegen nud niedergeschlagen seien, wir gehen ja schon umher wie tot; bei ihnen sei so etwas nicht. Wie schmerzte es uns, daß aus diesem Volk, das es doch so gut durch uns gehabt, niemand mit uns Mitleid hatte!

Da ereignete sich in Blumenort ein trauriger Fall. Es hatte sich in der Gnadenfelder Wollost, wo die Banditen nicht herrschten, sie zogen nur immer von Melitopol nach Tatmak, ein Selbstschutz gebildet, meistens aus unsern Mennoniten. Etliche aus diesem Selbstschutz erschossen in einer Nacht in Blumenort vier Mann von den Banditen, als sie einen Epp mitnehmen wollten. Weil die Selbstschützler zu schwach waren, mußten sie sich zurückziehen. Nun schworen die Banditen Rache. An einem Montage wurden in Blumenort erschossen: Peter Schmidt, Lehrer, Jakob Suderman, Daniel Suderman, Regehr mit zwei Söhnen, Johann Wall mit einem Sohne, Abraham Wiens, Nikolai Teichgröb, Gerhard Neufeld, Jakob Epp. Als wir das erfuhren, ging ein Beben durch unsere Dörfer. „Wir sind alle des Todes," sagte Bruder Klaas. Er war sehr verlegen und niedergeschlagen. O, was haben wir nun zu Gott geschrien! Auf dem Altonauer Schulzenbotte wurde nicht mehr gestritten, man sprach von Beten. Wir ahnten alle, es komme noch etwas Schrecklicheres. Aussicht auf Hilfe war keine, wir waren den Bösewichtern dahingegeben. Nur der Weg nach oben war frei. Da am Mittwoch des Mittags kamen Reiter ins Dorf, dann eine Droschke nach der andern mit Banditen. Ich ging gerade zur Schule. Ich wollte schon umkehren, doch dachte ich, es wird sich schon machen, sie werden nur rauben und dann weiter ziehen. Nach etlicher Zeit hörten wir Schießen. Da durchfuhr mich ein jäher Schreck: Jetzt morden sie. Ein Schuß knallte nach dem andern. O, wie mein Herz bebte! Da kommt ein Junge aus dem Dorfe und sagt mir, daß Bruder Klaas auch erschossen worden sei. Das waren furchtbare Augenblicke für mich. Ich wollte zur Schule hinaus nach Hause, aber die Straße war voll von Bösewichtern und sie knallten jeden nieder, den sie trafen. So konnte ich also nicht weg. Als sie endlich abgezogen waren, ging ich nach Hause. O Schrecken! unter dem alten, dicken Akazienbaum lag unser lieber, lieber Bruder ganz ruhig und still. Er fürchtete nichts mehr. Ich kniete nieder und küßte seine blassen und kalten Lippen. Sollte ich noch an einen Gott der Liebe glauben? Da rang es sich aus meiner Brust: „Ja, er ist doch die Liebe und sein Tun ist gerecht!"

Bei uns war es so zugegangen: Zwei Droschken mit acht Mann waren hinaufgekommen. Sie hatten Mittag verlangt. Es wurde nun das Beste aufgetischt. Sie waren sehr nett und höflich. Dann vertauschten sie ihre Droschke auf unsere. Der Bruder war ihnen in allem behilflich. Ein Halsseil war zerrissen, er nähte es ihnen zusammen. Nun wollten sie schon wegfahren. Da sprengten drei Reiter auf den Hof. Der eine schrie den Bruder gleich an: „Geld!" Der Bruder sagte: „Ich habe doch keins!" Da bekam er einen Schlag mit dem Säbel auf den Kopf. Der Bruder lief zur Seite. Nun sprang der Reiter vom Pferd, nahm die Flinte und erschoß den Bruder. Die Kugel ging durch sein Genick. Der Bruder fiel um und war eine Leiche. Seine Frau stand dabei, bat und schrie. Die kleine Lydia kreischte aus allen Kräften. Bei dem Wüterich war kein Erbarmen. Schwester Anna und Frau Enns wurden sehr geschlagen. Etliche Frauen und mehrere Mädchen im Dorfe sind von den Banditen vergewaltigt worden. Dann ritten die Banditen nach Ohrloff und erschossen dort fünf Mann. Blumenort wurde angezündet, es ist fast niedergebrannt, auch wurden noch mehrere Personen erschossen: Abraham Teichgröb, Bärg, ein Schmied; Jakob Bärg, Peter Friesen, im Ganzen 21 Mann. In Altonau wurden erschossen Jakob Sawatzky, Wilhelm Penner, Heinrich Neumann, Heinrich Dick, bei ihm wohnte ein Tereker Flüchtling, Jakob Wiens, Peter Petrowitsch Janzen, Kornelius Wölk, schwer verwundet, erlag seinen Wunden, sein Sohn Dietrich Wölk, Peter Regehr, Gärtner, und der alte Onkel Jakob Dück.

Als wir den Bruder abgewaschen und in die Sommerstube gelegt hatten, spannten wir unsere alten Pferde — die anderen Pferde waren alle weg — vor zwei Fuhrwerke und verließen alles, ließen alles liegen und stehen und fuhren weg. Es war finstre Nacht. Die Kinder schrien nur immer: „Weg, weg von dem Ort des Schreckens!" Mir fiel es furchtbar schwer, all unser Hab und Gut der Willkür zu überlassen. Mit Morgengrauen waren wir in Alexanderkron. Dort war alles ruhig. Da kamen etliche Rote auch dorthin. Wir fuhren bis Prangenau. Hier blieben wir eine Woche. Dann erfuhren wir, daß Kosaken Takmak genommen, Melitopol sei auch frei. Wir seien alle erlöst. Nun fuhren wir zurück. Unsere bangen Sorgen waren: Wie werden wir unser Heim antreffen? Gott sei Dank! Man hatte sich unserer Sachen angenommen: Das Vieh war gefüttert, den Bruder hatte man begraben. Vorher sagte er schon immer: „Wenn man mich erschießt, so grabt hinten im Garten ein Grab, wickelt mich in ein Laken, bedeckt mich mit einem Brette, dann schaufelt zu." So hat man ihn auch begraben, nur auf dem Kirchhofe.

Am Sonntage darauf feierten wir ein allgemeines Begräbnis. Es redeten Johann Dück, Nachtigall, Ab. Reimer, Benjamin Janz, Jakob Löwen, Peter Köhn.

Nun sind die Kosaken hier, da ist etwas Ruhe. Aber wir haben keine Freudigkeit und kein Zutrauen zu dem besten Russen. Sie sind alle falsch. Unseres Bleibens ist hier nicht. Wie oft haben ich und der Bruder von Euch gesprochen! Wie oft haben wir gewünscht, käme doch ein Luftschiff und entführe uns aus diesem verseuchten Rußland. Aber keine Rettung, keine offene Tür! Da schneit nun ein Amerikaner zur Tür hinein. Das kommt uns wie ein Wunder vor. Wir haben den Mann bestürmt:

(Fortsetzung auf Seite 13.)

Editorielles.

— Der Glaube aber ist eine Verwirklichung dessen, was man hofft, eine Ueberzeugung von Dingen, die man nicht sieht. Hebr. 11: 1.

Ich kann nicht anders, als noch einmal vom Glauben reden. Es ist etwas so gewaltiges, wenn man die Glaubenshelden in Hebräer 11 an seinem Geistesauge vorüberziehen läßt. So gewaltig die Glaubenshelden hier geschildert werden, so gewaltig eindrucksvoll und doch so einfach ist obige Erklärung des Glaubens. Da ist garkein wenn und aber dabei, das geht schnurstracks geradeaus.

Heute wird viel geglaubt, wenigstens sagt man so: ich glaube, es wird heute schönes Wetter, ich glaube, ich werde hierbei viel Geld verdienen, usw. Ja, das glauben sie und doch ist der Zweifel gleich dabei. Das ist garkein Glaube, das ist keine Ueberzeugung von Dingen, die man nicht sieht. Wie kommt es, daß wir so viel vorgeben zu glauben, wo wir es in Wirklichkeit doch nicht tun? Ich glaube an Gott, ich glaube, daß die Bibel Gottes Wort ist, sagt manch einer. Wirklich? Stell dich mal neben diese alten Glaubensrecken und messe dich mal mit ihnen!

Da nimm mal den Noah. Freilich, zu dem hat Gott selber gesprochen, magst du einwenden. Was sagt die Schrift? Nachdem Gott vielfältig und auf mancherlei Weise ehemals zu den Vätern geredet hat in den Profeten, hat er am Ende dieser Tage zu uns geredet im Sohne, heißt es im Anfang des Hebräerbriefes. Also Gottes Wort ist jetzt gerade so wahr, als es damals war, als Gott zu Noah redete. War es denn wirklich so leicht für Noah, das zu glauben, was Gott ihm sagte? Alles sollte untergehen im Wasser, und er solle ein gewaltiges Schiff bauen mitten auf dem Lande, um gerettet zu werden?! Menschlich gesprochen war das doch lächerlich. Und die Menschen haben gewiß auch ihren Spott mit ihm getrieben. Meinst du, es wäre so einfach, so ganz allein gegen alle Welt zu stehen, wo du keinen andern Halt hast, als das gesprochene Wort Gottes, denn Gott hatte es ihm nicht einmal schriftlich gegeben? Werden die Leute nicht gesagt haben: wer weiß was du gehört hast? oder: sollte Gott wirklich so gesagt haben? Ja, damals hatte Noah noch keine Bibel, er konnte auch bei keinem andern Menschen Stärkung und Kraft holen, er stand eben allein da. Welch ein gewaltiger Glaubensmann muß er doch gewesen sein! Er hatte gewiß eine Ueberzeugung von den noch nicht sichtbaren Dingen.

Oder nimm den Henoch. Er führte ein göttliches Leben nicht ein Jahr oder zehn Jahre, auch nicht siebzig Jahre, nein, über dreihundert Jahre. Er wurde entrückt, weil er mit Gott wandelte. Welchen Glauben muß er gehabt haben! Sein Leben war gewißlich auch nicht frei von den größten Anfechtungen und Versuchungen, aber er wandelte mit Gott. Wie viele wandeln heute so mit Gott, wie Henoch?

Abraham, der Mann des Glaubens. Meinst du, es war für Abraham leicht, von seiner ganzen Familie und Freundschaft fortzuziehen in ein ihm unbekanntes Land? Haben nicht seine Freunde, seine Brüder ihn gefragt: wo gehst du hin? Was konnte er ihnen antworten? In ein mir unbekanntes Land, das Gott mir zeigen will Da werden doch wohl viele mitleidig gelächelt haben, ob da beim Abraham wohl alles richtig sei, so aufs ungewisse hinauszuziehen in eine unbekannte Gegend ohne gewisse Aussichten. Ja, da war Glauben nötig. Als er Isaak opfern sollte, welch ein Glaube, daß selbst Jehovah sagte: Weil du solches getan hast und hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet .... Das war Felsenglaube.

Am 18. Oktober 1913 stand ich in Leipzig an der großen Straße, die vom Bahnhof zum Völkerschlachtdenkmal führt. Eine gewaltige Volksmenge war entlang dieser Straße versammelt. Wir harrten großer Dinge. Die Mächtigsten und Gewaltigsten dieser Erde zu der Zeit und ihre Vertreter sollten hier vorbeiziehen zum Denkmal: alle Fürsten Deutschlands und Vertreter der Fürsten von England, Schweden, Rußland und Oesterreich. Es waren gewaltige Augenblicke, diesen Großen ins Auge zu schauen. Heute sind es zum größten Teil gefallene Größen, manche tot, manche des Thrones beraubt. Das waren irdische Größen.

Nicht so diese Größen, die in Hebräer 11 an uns vorüberziehen. Das sind Größen in alle Ewigkeit, die Gott selbst in seinem Wort groß nennt. An ihnen können wir immer wieder neuen Mut schöpfen: deshalb laßt auch uns, da wir eine so große Wolke von Zeugen um uns haben ... mit Ausharren laufen usw.

Warum haben wir so wenig Glauben? Ist Gott nicht mehr derselbe Gott, der er früher war? Gewiß, er ist derselbe, gestern, heute und in alle Ewigkeit. Aber wir Menschen sind eben so kläglich, daß wir uns oft an alles mögliche klammern, nur nicht an sein Wort, das doch wahrhaftig ist, denn was er zusagt, das hält er gewiß. Der Glaube, der sich unbedingt auf Gott verläßt, fehlt uns.

Als Jesus auf dem Meer wandelte und nahe zum Schiff der Jünger kam, da sagte Petrus: Laß mich zu dir kommen. Warum kam nicht Johannes oder ein anderer Jünger? Ich meine, niemand hatte einen Glauben, der groß genug war, das zu tun, als nur Petrus. Der Herr ehrt diesen Glauben. Er sagt: Komm her. Hat Petrus im geringsten gezweifelt, als er seinen Fuß auf die sturmgepeitschten Wellen setzte? Gewiß nicht, er wäre dann garnicht vom Schiff fortgekommen. So von uns aus betrachtet ist das ganz einfach, so steht es einfach da und so geschah es. Aber wenn wir uns da mal hineindenken, welchen Glauben mußte doch Petrus gehabt haben, als er aus dem Schiff trat! Er dachte nicht an die Wellen, an das Wasser, auf dem er doch nach allen Regeln der Vernunft nicht gehen konnte, er ging, weil der Herr sagte, komm. Er ging buchstäblich auf dem Wort des Herrn. Solange er das tat, konnte er wandeln. Sobald er aber auf seinen eigenen Füßen ging, sank er. Petrus sank, nicht weil das Wort des Herrn seine Kraft verloren hatte, sondern weil er sich nicht mehr daran hielt, weil er allein wandelte. Allein, auf eigenen Füßen können wir nicht wandeln, ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt ... Als er sank, tat er das einzigste, was ihn retten konnte, er schrie zum Herrn und der Herr zog ihn heraus. Sobald wir allein gehen wollen, sinken wir. Wir können dann unmöglich oben bleiben. Wie weit müssen wir aber oft so gehen oder richtiger sinken, bis wir zum Herrn schreien, und wie tief, wie tief muß sich der Herr oft niederbücken, um uns wieder heraufzuholen. Wir sind zuviel Verstandesmenschen, zuviel Berechnungsmenschen und nicht genug Glaubensmenschen. Was ist uns nicht alles verheißen, wenn wir es uns nur im Glauben aneignen wollten! Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet, sagt der Herr, Mark. 9: 23. Welche Macht ist in unsere Hände gegeben, wenn wir sie nur gebrauchen wollen!

Glauben heißt nehmen. Alle Verheißungen haben für mich nicht den geringsten Wert, wenn ich sie mir nicht aneigne. Die Erlösung, die Jesus am Kreuz vollbracht hat, ist mir nichts nütze, wenn ich auch zehnmal und noch mehr sage, ich glaube, daß Jesus dort gestorben ist, wenn ich es nicht persönlich für mich ergreife und in Besitz nehme.

Eines Predigers Sohn fragte einst seinen Vater, was Glauben sei. Er antwortete: Wenn in der Bibel stünde, daß nur drei Menschen gerettet würden, so mußt du glauben, daß du einer von diesen dreien seiest. Das ist Glauben.

Frage mal einen Menschen, ob er nicht hofft, einmal selig zu werden. Die allermeisten hoffen so. Nun, der Glaube ist eine Verwirklichung dessen, das man hofft. Glaube und wandle im Glauben. Alles, auch das schwerste, soll uns im Glauben befestigen. In Europa herrscht große Not und viele müssen leiden. Wer weiß, wann uns dasselbe Los trifft? Halten wir uns im Glauben an den Herrn und seine Verheißungen, so werden wir gewappnet sein. Einst werden wir vom Glauben zum Schauen kommen. Haben wir hier geglaubt, großen Glauben gehabt, wie herrlich wird dann dort das Schauen sein! Der Glaube ist eine Ueberzeugung von Dingen, die man nicht sieht. Glaubst du? Dann wandle im Glauben!

— Wo wir hinblicken, überall, ist große Not. Not in Europa, Not in Asien, Not bei den Christen, Not bei den Heiden. Von der Not in Europa hören wir oft genug, aber helfen wir genug? Auch die Missionare rufen, auch dort ist Not, im Weinberg des Herrn. Was will uns das sagen? Haben wir vor Gott und Menschen ein Recht, diese Notschreie ungehört verhallen zu lassen? Wer kann denn noch helfen, wenn wir Kinder Gottes in Amerika nicht mehr helfen? Von wem erwarten sie Hül-

fe? Von wem erwartet der Herr der Ernte Hülfe? Von uns, die wir noch helfen können! So lange hat Gott hier so viele seiner Kinder gesegnet, laßt uns doch Ihm danken, indem wir Hände des Gebets aufheben und Gaben senden. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Wollen wir helfen, dann wird Gott uns schon zeigen, wo. Ich bin gern bereit, Gaben in Empfang zu nehmen und sie an den richtigen Bestimmungsort zu senden. Von Zeit zu Zeit werden die Gaben in der Rundschau quittiert.

Mission.

Indien.

Deverakonda, Nalgonda Distrikt, Deccan, India, den 7. Mai 1920. Im Herrn geliebter Bruder C. Wiens. Der Herr segne Deine Arbeit und lasse die Herausgabe der „Mennonitischen Rundschau" vielen zum Segen gereichen.

Am 9. Oktober 1919 sandtest Du einen New York Draft für die Summe von $290. Dieses Geld mit Deinem einliegenden Schreiben kam schon im Dezember-Monat 1919 hier an. Nun sollte ich gründliche Abbitte tun, da ich solange nicht darauf geantwortet. Da wir Arbeiter auf dem Missionsfelde wenig Zeit haben, viele Komplimente zu machen, so sagen wir nur: „Bitte, verzeiht!"

Die Summe kam gerade zur rechten Zeit. Umringt von Hunderten von Hungernden, Nakten, Kranken, Waisen und Witwen, schauten wir bange auf zu Gott und hinüber zu Euch! Und Gott und Ihr habt uns nicht getäuscht. Wir nehmen die Gaben als von Gott durch Euch gesandt an.

„Gleichwie die schimmernden Sterne erblassen,
Strahlet der leuchtende Morgen sie an,
Wirst du die Welt und dein Tagwerk verlassen;
Eines besteht: was du liebend getan."

Unter diesen ewig bestehenden, von Gott hochangesehenen Liebestaten, glauben wir auch berechtigterweise diese Gaben rechnen zu dürfen. Bitte auch dem lieben Bruder Joseph Schantz, Wisner, Nebr., einen schönen, herzlichen Dankesgruß senden zu wollen. An die lieben Geschw. Harms haben wir geschrieben und Bilder der Kinder gesandt.

Einliegend ein Brief eines Evangelisten unseres Feldes an seine Brüder, die ihn unterstützen. Da er so klare Einblicke in manche Verhältnisse gibt, die Euch bisher unbekannt geblieben sein mögen, übergebe ich denselben der Oeffentlichkeit, und hoffe, die Brüder, an die das Schreiben gerichtet ward, werden entschuldigen.

Manche von Euch fragen wohl, wie es mit der Not in Indien jetzt sei. Gerne wäre ich berichten, daß alles besser sei und die Not vorüber. Doch das wäre Unwahrheit. In andern Distrikten mag es besser aussehen, doch in Teilen unseres Feldes herrscht noch großes Elend. Die Dörfer, die wir bereisen und die Armen, die ihr Erscheinen vor uns machen, machen den Eindruck des furchtbarsten Elends. Daher

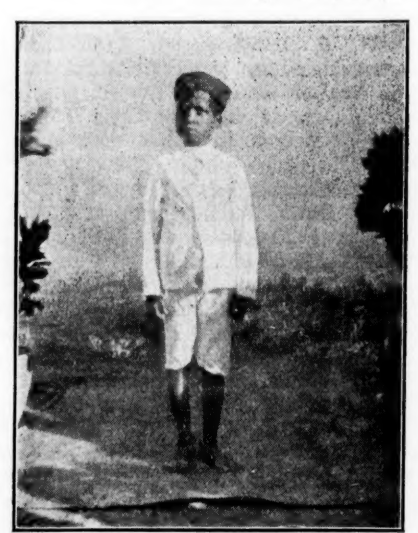


Unsere Deverakonda-Mitarbeiter

finden wir kaum Worte des Dankes, Ihr Lieben, Euch unsern tiefgefühlten Herzensdank auszusprechen für Eure so zeitgemäße Gaben. Möge Gottes Geist Euch auch ferner leiten in der Unterstützung dieser Armen.

„Edle Gaben, die gleich Strömen von Euch fließen
Und sich hier in Indiens Völkermeer ergießen,
Sie erfrischen hier das öde dürre Land
Und reißen manchen Hindu aus des Teufels Hand."

Euer geringer Mitarbeiter:
J. H. Voth.



Alloory Reuben, nachdem er einige Wochen in der Missions-Kostschule gewesen

(Brief des J. Y. Abraham)

An die werten Brüder, die mich unterstützen: — Schon eine geraume Zeit zurück bat mich mein Missionar, Euch einen Brief zu schreiben. Doch da ich die letzten 4 Monate mit meinen Mitarbeitern meistens auf evangelischen Touren war, meinen tiefelenden Brüdern nach dem Fleisch das Evangelium zu verkündigen, so konnte das nicht geschehen. Ich nenne meine Mitbürger elend, bedauernswürdig, denn das sind sie, nicht nur geistlich, sondern auch leiblich. Und das aus dem Grunde, weil sie so weit von Christus entfernt sind. Sie sind in tiefem geistlichen Elend. Einige können nicht und andere wollen nichts von Jesum lernen. Manche sind so unwissend, daß sie beim besten Willen nicht erfassen, was wir zu ihnen sagen.

Sie horchen oft auch wirklich andächtig zu, wenn wir ihnen von Jesum erzählen. Es scheint sie nehmen alles mit Freuden auf und folgen unseren Ansprachen recht leicht. Das macht uns dann Mut beim predigen. Aber wenn dann andere herbeikommen und fragen: „Was haben diese Lehrer gesagt?" Dann antworten sie: „Ach, was wissen wir, wir wissen nicht einmal, wovon sie gesprochen haben." Wenn wir das hören und wenn diese Leute das sagen vor unseren eigenen Augen, dann fühlen wir sehr verzagt und niedergeschlagen. Ja, wenn wir solches hören müssen, wenn wir im vollsten und eifrigsten predigen sind, dann will uns alles predigen vergehen.

Was ist nun der Grund dieses elenden Zustandes unserer Leute? So fragen wir uns oft besorgt. Es ist nicht nur Unwissenheit die Ursache solcher Reden. Nein, nein, das ist es nicht. Unser Land wird immer als ein religiöses Land bezeichnet und in Wahrheit sind unsere Leute, die Indier, in einer Hinsicht sehr religiös. Gerade weil ihre alte Religion, ihre uralte Religion, ihre religiösen Ceremonien und Gewohnheiten und Sitten so eigentümlich und so tief eingewurzelt sind, ist es ihnen so

furchtbar schwer, eine neue Religion zu verstehen und zu erfassen, und ist ihnen unsere Art des Lehrens zu neu. Sie glauben so fest an ihre Religion und halten so fest an ihre Weise der Gottes- oder Götter-Anbetung, daß ihnen das Christentum immer als ein Betrug und etwas Absonderliches vorkommt. Das kommt daher, daß die Lehre des Christentums so ganz verschieden von der ihrigen ist. Kein Wunder, daß ihre Auffassungen von dem Christentum allerlei irrtümliche und unwahre Geschichten zur Folge haben. Und diese Geschichten werden dann unter ihnen verbreitet.

Sie schlußfolgern nun auf die folgende Weise: — Warum kommen diese Christen und lehren uns, und das ganz umsonst? Wir dürfen ihnen nicht einmal etwas zahlen für alle ihre Mühe und Beschwerden. Dieses ist ihnen ganz unerklärlich. Dieses können sie nun einmal garnicht verstehen. Besonders fragen sie sich: Warum sollten diese weißen Missionare so weite Reisen machen bis nach Indien hin und hier so viele nützliche Institute gründen wie z. B. Kostschulen für arme Kinder und Hospitäler für die Kranken? Die Missionare bezahlen selbst die eingeborenen Lehrer und senden sie in unsere Dörfer uns zu unterrichten. Warum sollten sie alles dieses tun? Da muß doch irgendwo eine Ursache sein. Welchen Nutzen haben sie davon? Wo kommt all das Geld her? Solche Fragen tauchen in diesen Leuten unzählige auf. Und all' unser Antworten und Erklären befriedigt sie nun einmal nicht weil wir ja selber Christen sind.

Die Liebe Christi und die Liebe der Jünger Christi ist ihnen eben etwas ganz unbekanntes und unerklärliches. Wenn wir ihnen dann antworten, daß Christus aus Liebe in diese Welt kam und litt und starb und daß nun die Missionare von dieser Liebe getrieben auch zu uns kommen, um alle diese Liebesdienste für uns zu tun, so schütteln sie ungläubig den Kopf. Dann fragen sie: „Wer sind wir, daß die Missionare uns so lieben können? Und warum sollten die sich um uns kümmern? Wir haben doch nichts gemein miteinander." So disputieren sie dann mit uns. Eine Liebe wie die Liebe Jesu ist ihnen absolut fremd. So könnt Ihr sehen wie furchtbar schwer es für uns ist, ihnen diese Sache einmal wirklich klar zu machen. Sie kommen schließlich durch all' ihr philosophieren zur folgenden, nach ihrer Meinung logischen Schlußfolgerung: „Nein," sagen sie, „was Ihr sagt, ist nicht der Grund, die Missionare wollen unser Kastenwesen ruinieren und uns alle zu Christen machen und wenn dann die Zeit kommt, daß Krieg ausbricht, wollen sie uns alle mitnehmen um ihre Feinde zu töten wie in dem letzten Kriege es der Fall war. Und aus diesem Grunde bezahlt die Britische Regierung die Missionare gut, und sendet ihnen viel Geld um dasselbe für die Leute zu verwenden und sie auf diese Weise an sich zu ziehen und zu fesseln. Dies muß der wirkliche Grund sein," so argumentieren sie. Ohne solche Vergütigung würden die Missionare ja niemals eine solche gefahrvolle Arbeit übernehmen und ihr eigenes Leben riskieren, usw. Liebe in ihrer reinsten, schönsten, selbstlosen Eigenschaft ist ihnen ein Rätsel. Von einer Christus-ähnlichen Liebe ist ja auch in ihren Wedas keine Spur. Sogar in ihrer Familie ist es so. Es ist ein großer Unterschied zwischen der Liebe, die eine christliche Familie verbindet und der Familien-Liebe einer Hindu-Familie. Eine volle Beschreibung der Liebe zu geben, die in einer Hindu-Familie herrscht, ihre Sitten und Gebräuche, dazu ist diese Epistel nicht hinreichend und würde euch auch ermüden. Und ich fürchte, Ihr würdet auch keinen Geschmack daran finden.

Warum ich alles dieses Euch vor die Seele führe? Der Grund ist dieser: Ich möchte Euch zeigen wie traurig die Lage unseres Volkes ist, die Lage m e i n e s Volkes, wie gesunken sie in ihren Gedanken und Phantasien sind; wie ihre Sinne verfinstert sind ohne das Licht der Welt, Jesus Christus. Im Anfang meines Briefes erwähnte ich die Tatsache, daß unser Volk leiblich, geistig und geistlich so unendlich tief gesunken sei. Sogar ihre Gedanken bezüglich des Lebens nach dem Tode sind mit unheiligen, unreinen Phantasien vermischt. Sie sind ganz in Sünden eingetaucht und so verfinstert, daß sie sich nicht einmal den Himmel heilig und schön denken können. Sie glauben, der Himmel ist ein Ort des Genusses — des Genusses im schlimmsten Sinne, im niedrigsten Sinne. Doch ich würde Euch den Geschmack an diesem Schreiben verderben, sollte ich dies voll und ganz erklären. Aber der Zweck meines Erklärens dieser Ideen ist um Euch zu bitten, ach, Euch demütigst zu bitten, doch **sehr ernstlich zu beten** für mein tiefgesunkenes Land, für meine tiefverlorenen Brüder nach dem Fleisch.

Hochgeschätzte Brüder: Wir danken sehr herzlich für Eure finanzielle Hilfe, die Ihr zum Heil unseres Landes sendet. Gott segne Euch tausendmal für alle Mühe und für Eure Hilfe die Ihr uns angedeihen lasset. Aber erlaubt mir, Euch demütig und zugleich auch frei und offen zu bitten; So sehr wir auch Eure Unterstützung achten, und so absolut notwendig, dieselbe auch ist, Brüder, es ist noch mehr als das viel notwendiger, und das sind Eure ernstlichen, heiligen Gebete für uns und Indien. Darum bitte, o **betet, betet, betet!** Ihr lieben Männer Gottes, Ihr habt keine Idee wie höchst notwendig wir Eure Gebete haben. Darum, im Namen des Herrn, den Ihr liebt, laßt mich Euch noch einmal bitten, mehr für uns und unsere armen, gesunkenen Brüder in Indien zu beten.

Ihr Brüder, ich sollte nun noch von dem leiblichen Elend unserer l. Mitbürger mitteilen. Denn unsere lieben Hindus und auch Christen leiden unsäglich in dieser Zeit. Doch darüber muß ich weiterhin berichten.

Am Anfang des Briefes teilte ich mit, daß ich in Gemeinschaft mit andern einige Monate reiste. Euch alles zu berichten von den Erfahrungen dieser Reise würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Laßt eine Erfahrung genügen. In dem Teil dieses Distrikts wo wir reisten, wird ungemein viel getrunken. Es schien als ob jeder Mann, jede Frau und jedes Kind Trunkenbolde seien. In diesen Tagen, besonders wo die Hungersnot so groß ist, ist ihre Hauptnahrung „Toddy" Palm-Wein. Dieses Getränk wird Palm-Bäumen und wilden Dattel-Bäumen entnommen und wird „Toddy" genannt. „Toddy" ist sehr berauschend. Auf dieser Reise nun trafen wir eines Tages zwei starke Frauen an. Im Laufe des Gesprächs stellte es sich heraus, daß diese Frauen schon 2 Tage nichts zu essen gehabt hatten, aber beständig tranken, um leben zu bleiben, und zugleich sahen sie stark aus, aber es war nicht wirkliche Kraft, denn „Toddy" kann niemals den Menschen kräftigen, sondern das Gegenteil. Mütter geben ihren kleinen Kindern dies Getränk, ehe sie zur Arbeit gehen, und lassen sie dann im berauschten Zustande, weil sie dann besser still liegen, bis sie von der Arbeit heimkehren. Ach, wie traurig! Doch die Mütter glauben, es tue den Kindern gut. Da dieses „Toddy" billiger ist als Essen, leben viele hauptsächlich davon in dieser armen Zeit. Dann könnt Ihr Euch denken wie hinderlich solche Verhältnisse sind. Die Botschaft des Evangeliums wird dadurch vielfach gehindert. Wenn wir dann predigen, stellen uns manche von ihnen närrische Fragen und oftmals lassen sie uns nicht einmal predigen.

O, der Teufel hat hier eine furchtbare Macht über diese Menschen. O betet doch für diese bedauernswürdigen Wesen, die so tief gefallen sind.

Teure Brüder, nun habe ich bisher nur die dunkle Seite, die schwarze Seite unseres Landes gezeigt. Doch ist hier auch eine helle Seite. Doch leider habe ich nicht mehr viel Zeit in diesem Briefe darauf einzugehen. Doch muß ich einiges erwähnen, ehe ich schließe. Trotz allen Hindernissen und Elend und Not deren ich erwähnte, ist, Gott sei Dank, das freundliche Licht des Evangeliums schon in manches Herz und Heim eingekehrt. In letzter Zeit hat uns der Herr viel sichtbaren Erfolg sehen lassen. Er hat unsere Bemühungen mit viel Erfolg gekrönt. Neubekehrte kommen scharenweise zur Heiligen Taufe und werden Glieder der Gemeinde Gottes. Besonders auch die höheren Kasten „umarmen" (embrace) das Christentum. Hirten, Lambadies, Bantus, Wäscher, Farmer u. a. werden zu Jesu Füßen gebracht und für Ihn gewonnen. Wie bekannt, kamen die meisten Christen bisher aus den Mala und Madiga-Kasten, d. h. von den niedrigsten Schichten dieses Landes. Nun aber, Gott sei Dank, gibt Er uns auch Sieg unter den höheren Kasten. Sein Name sei gelobt, immer und ewiglich.

J. Y. A b r a h a m.

(Außer obigen Bildern waren noch einige mehr eingesandt, so von dem kleinen Knaben ein Bild, wie er aussah, als er in die Schule aufgenommen wurde. Leider waren diese Bilder aber nicht deutlich ge-

nung, sie in die Rundschau aufnehmen zu können. Da Br. Wiens nicht mehr hier ist, habe ich alle Bilder an Br. Schantz, Wisner, Nebr. gesandt. Ed.)

China

Tsao Hsien, den 30. Mai, 1920. Die Liebe drängt mich, etwas an die Leser der Rundschau zu schreiben. Geliebte, wir sind noch immer in der Arbeit des Herrn in China, wo Er uns durch Seine große Gnade angestellt hat. Viele von Euch haben von Anfang an in dieser Arbeit mitgeholfen und es ist Euch zum bleibenden Segen geworden. Ich fühle mich etwas in der Schuld, daß ich nicht mehr geschrieben habe, deswegen schreibe ich jetzt. Wenn sich jemand von Euch in der Schuld fühlt, dem Herrn und dieser Arbeit gegenüber, der sollte auch nicht säumen, das Schuldige nachzuholen. Es ist doch köstlich, daß wir noch Zeit haben, nach Gottes Befehl und nach Anregung des Geistes zu tun und zu handeln. Der Befehl unseres lieben Heilandes wird mir oft recht groß: „Bis ans Ende, und aller Kreatur." Ich bin froh, daß wir in der Arbeit sind und wir wollen dabei bleiben und wenn der Herr uns noch weiter hinausschickt zu solchen, die noch nicht Gelegenheit hatten, das Evangelium zu hören, dann wollen wir gehorsam sein.

Es ist schade, daß viele, die das Wort von der Erlösung durch Jesum schon gehört haben und es auch verstehen, es doch nicht annehmen. Die Zeit der Massenbekehrung ist noch nicht hier, aber Gott sei Dank für die Einzelnen, die gerettet werden. Neulich hatten wir Taufhandlung. Da waren 32 Seelen, die Zeugnis ablegten von der Kraft Gottes durch Jesu Blut und die bekannten, Frieden gefunden zu haben. Einige von diesen waren aus dem Waisenheim, die anderen waren von verschiedenen Teilen dieses Feldes. Wie wohltuend ist es, zu sehen, wie Gott aus dieser argen Welt hier und da welche herausbringt. Er rettet alle, die sich retten lassen. Aber die das Wort nicht genügend gehört haben, daß sie den Heilsplan verstehen, denen soll es immer wieder gesagt werden. Auf uns ruht eine große Verantwortlichkeit, die Heilsbotschaft kundzutun. Auch von Euch daheim verlangt der Herr, zu helfen, je nachdem Ihr Gelegenheit habt. Jesus hat uns ewiges Leben erworben. Er gibt uns zeitliches Leben und Gelegenheit, Ihm an den verlorenen, umnachteten Seelen zu dienen! Was tun wir?

H. C. Bartel.

Java.

Auszüge aus einem Brief von Missionar Thiessen

Margaredja, den 20. Januar 1920. Lieber Bruder Neufeld! ... Sind nicht von Holland aus Hilferufe an die Mennoniten in Amerika gekommen? Hat unser Komitee nie geschrieben? Hat Br. Jakob Thießen, der nun schon über 3 Jahre ausstudiert hat, nicht um Hilfe in Amerika gefragt? Er wartet, um ausgesandt zu werden, aber dem Komitee fehlen die Mittel dazu. Hier sind der Arbeiter zu wenig. Ich müßte auf Urlaub gehen, kann aber die Arbeit niemand übertragen. Nicht nur meinen Posten auf Margaredja, nein, seit 6 Jahren versehe ich auch noch die Posten Pati und Kajoeapoe, wo die Brüder Klaaßen und Siemens stationiert waren. Br. Klaaßen hätte wieder herauskommen sollen, ist aber nicht tropenfähig. Hier auf Java sind nur P. A. Janz, Johann Hübert und meine Person für die Krankenbehandlung auf eigenem Posten. Dr. H. Bervoets und Schw. Helena Gooßen, auch Südrußländerin. Schw. Hübert ist in 1918 heimgegangen. Aber Br. Hübert hat in 1919 wieder geheiratet. Können Sie nicht etwas tun für unsere Mission? Könnte sich dort in Amerika nicht ein Komitee von Bestand bilden? Ich glaube, wir müssen wieder mehr Fühlung mit den Glaubensbrüdern in Amerika haben, denn unsere Mission in Java und Sumatra wird sicher nicht fortbestehen können, wenn Rußland nicht mehr helfen kann. All die Jahre seit 1914, seit der Krieg ausbrach, hat unser Komitee nichts mehr aus Rußland erhalten. Unsere wenigen orthodoxen Mennoniten in Holland tun ja, was sie können, werden es aber nicht mehr lange aushalten können, wie sie uns wiederholt geschrieben haben. Würde es nicht möglich sein, daß unsere Mennoniten in Amerika flink beispringen würden, um unsere Mission hier in Niederländisch-Indien vor dem Tode zu schützen? Dies müßte einige Jahre geschehen, so lange bis Rußland wieder einspringen kann.

Wenn man nicht mit unserm Komitee in Holland zusammengehen will, so könnte man uns hier doch unterstützen. Wir bilden nämlich eine Konferenz von Missionsarbeitern auf Java und haben als solche auch Korporationsrechte. Und da wäre es doch gut zu tun, uns zu unterstützen. Vielleicht möchten Sie wissen, welchen Zweig unserer Arbeit wir unterstützt haben möchten. Nun in erster Stelle die Evangelisation, dies ist der Hauptzweig. Dann kommen in zweiter und dritter Linie die Schulen und die Krankenbehandlung. Ich bin der Kassier und gerne bereit, Gaben in Empfang zu nehmen und dann auch zu verantworten. Auch sind wir bereit, wenn uns Fragen gestellt werden, diese soweit wie es möglich ist, zu beantworten. Wie Sie ja wissen werden, haben wir hier ja auch eine Kolonie. Diese muß ich auch verwalten. Was besonders jetzt, wo alles recht teuer ist, nicht so leicht ist. Es sind etwa 160 Familien hier auf der Kolonie und auf Gemeindeland seßhaft. Und die Javanen zu leiten oder zu regieren, ist auch nicht leicht. Auch die Christen nicht. Die Gemeinde Margaredja zählt über 400 Getaufte. So viel hat auch Br. Hübert auf Kedungpendjalin. Die 2 Posten Kajoeapoe und Pati zählen nur 100 Getaufte. Es muß nötig ein Mission hin.

Der Herr segne Sie und uns und die Arbeit, die wir tun dürfen. Ihr Bruder im Herrn, N. Thießen.

Könnten wir Missionare hier auf Java nicht von den Mennonitenblättern in Amerika je 1 Exemplar gratis erhalten?

—Bundesbote.

Todesanzeige

Sara, Ehefrau von Moses K. Yoder, wurde am 3. April 1844 geboren. Sie starb am 7. Juni 1920, ist also 76 Jahre, 2 Monate und 4 Tage alt geworden. Im Ehestand haben sie 58 Jahre gelebt. Dann hat es dem lieben Gott gefallen, sie heim zu holen und nun wird sie ruhen bis zum großen und offenbarlichen Tag des Herrn, wenn Jesus seine zweite Erscheinung machen wird, um den seligen Spruch zu hören: Gehe ein zu deines Herrn Freude. Leichenreden wurden gehalten von Daniel Nißle und Bischof Eli Nißle.

Korrespondenzen

Vereinigte Staaten

California.

Reedley, Calif., den 20. Juni 1920. Wir hatten heute den lieben Br. Kornelius Wittenberg von Shafter als Gast in der Versammlung, ebenso auch den bisherigen Editor der „Rundschau," Br. C. B. Wiens. Letzterer leitete die Betstunde, worauf Br. Wittenberg mit einer Predigt über den barmherzigen Samariter folgte. Er teilte mit, daß er Briefe aus Rußland erhalten, die unter anderem auch die Ermordung seines Bruders und Sohnes meldeten. Wir hatten ja bereits durch den hiesigen Br. Wilh. P. Neufeld wie auch durch verschiedene Blätter reichlich von den Greueltaten der Machnowschen Bande in Rußland vernommen, so war es denn bald fertig, daß für heute nachmittag die benachbarte Krimmer Mennoniten Brüdergemeinde wie auch die hiesige Mennonitengemeinde eingeladen wurden, um zu beraten, wie wir unsern Glaubensgenossen im alten Vaterlande helfen könnten. Br. D. E. Eitzen, als Leiter der Gemeinde am Ort, eröffnete die Versammlung mit Gal. 6, 1—10 und betete. Auf Vorschlag des Br. Krehbiel, Prediger der Mennonitengemeinde, wurde Br. Eitzen als Vorsitzer für diese Versammlung ernannt und ferner wurde beschlossen, daß Br. J. J. Harms als Schreiber diene.

Br. Wm. P. Neufeld wurde ersucht, Briefe, die er neulich durch Br. G. G. Hiebert aus Rußland erhalten, vorzulesen; auch wurde gewünscht, daß Br. Wittenberg Mitteilungen machen möchte, um so mit der Lage drüben und den Bittgesuchen unserer Glaubensgenossen bekannt zu werden. A. Klassen, der in Halbstadt Religionslehrer ist, schreibt unterm 28. Dezember, 1919 unter anderm: „Nach der Staatsumwälzung im März 1917 waren wir

1. Unter der provisorischen Regierung bis zu Mitte Januar 1918. Es war für uns die beste Zeit während der letzten fünf Jahre.

2. Unter der Bolschewistenherrschaft von Mitte Januar bis Mitte April 1918.

3. Unter dem deutsch-ukrainischen Regime bis Ende November.

4. Dann kam die Periode unseres Selbstschutzes, d. h. die Zeit, da nach dem Abzug der Deutschländer die jungen Männer aus unsern drei deutschen Wolosten, d. h. aus den beiden mennonitischen und der Prischiber Wolost mit Erfolg die Marken unseres Gebiets drei Monate lang gegen die Machnowschen Räuberbanden verteidigt haben.

5. Die zweite Bolschewistenperiode vom Anfang März bis Mitte Juni d. J.

6. Die Periode der Freiwilligen Armee des Denikin von Mitte Juni bis Ende September.

7. Die schreckliche Zeit der Machnowschen Anarchie, die hier im Halbstädter Gebiet 5½ Wochen währte.

8. Wiederum Sieg der Freiwilligen-Armee.

Die meisten Opfer an Menschenleben und Verlust an irdischem Gut hat die Zeit der Machnowschen Anarchie mit sich gebracht; die schlimmsten in Blumenort und Altonau."

Aus Mitteilungen ging hervor, daß die Machnowschen ihre Stationen in Tokmak und Melitopol hatten, während die umliegenden Russendörfer sich an den Raub- und Mordüberfällen nicht beteiligten, aber die Mennoniten konnten diesen ihren Nachbarn nicht trauen. Aus allen Briefen ging hervor, daß unsere Glaubensgenossen Rußland verlassen wollen, und ein Schreiber sagt: „Erbarmt Euch und helft uns, denn wenn solche Ueberfälle noch mehr stattfinden, steht es mit unsern Frauen und Kindern gefährlich." Mehr Information erwarten wir von G. G. Hiebert und vielleicht auch von den drei Delegaten aus Rußland.

Br. W. P. Neufeld hat eine Kopie eines Briefes erhalten, den Ex-Senator Peter Jansen, Nebr., an Johann Willms, Halbstadt, geschrieben, woraus zu ersehen, daß Br. Jansen sich bereits unserer russischen Glaubensgenossen wegen sowohl mit unserer wie auch mit ausländischen Regierungen in Verbindung gesetzt hat.

Prediger Krehbiel las einen Aufsatz aus dem „Literary Digest" vor, daß die südlichen Republiken wie Chili, Argentinien und andere mehr viele Einwanderer aus Italien und andern europäischen Ländern erhalten, und daß manche südamerikanischen Regierungen sehr entgegenkommend sind.

Br. W. P. Neufeld teilt mit, daß viele Flüchtlinge aus Rußland in Deutschland sind, die von dort fort wollen, wissen aber nicht, wie sie es machen sollen. Die Deutschen können ihnen nicht helfen und die holländischen Mennoniten sind ihnen in dieser Zeit der Not ziemlich fremd geblieben.

Br. M. B. Fast erwähnte, ein Freund aus Chicago habe ihm geschrieben, allem Anschein nach sei Australien das einzige Land, welches unsern Glaubensgenossen aus Rußland dienen könne.

Es war der Wunsch der Versammlung, daß sämtliche Mennoniten in Amerika sich in dieser Sache vereinigen und vielleicht bei der russischen Regierung vorstellig werden sollten, unsern Glaubensgenossen freien Abzug zu erlauben. Andrerseits aber sollten wir auch im Aussuchen einer angemessenen Gegend zur Einwanderung behilflich sein, und in den Gemeinden Sympathie erwecken, daß tatkräftige Unterstützung gewährt wird. Die Gesinnung der Versammlung fand schließlich in folgenden zwei Beschlüssen ihren Ausdruck:

1. Jede der drei hier vertretenen Gemeinden wählt aus ihrer Mitte einen Bruder, und diese drei organisieren sich als Komitee, ziehen aber auch die von andern mennonitischen Gemeinden gewählten Vertreter herbei und bringen diese große Unterstützungssache vor ihre respektiven Konferenzen.

2. Daß in den verschiedenen Gemeinden eine Kollekte gehoben wird, damit obiges Komitee Mittel zur vorläufigen Arbeit hat, z. B. eine Reise nach San Francisco zu machen, um bei den Konsuln einiger südlichen Republiken sachgemäße Auskunft zu erlangen.

Nach einem herzlichen Schlußgebet von Br. M. B. Fast vertagte die Versammlung.

John F. Harms, Schreiber.
Box 511.

Kansas

Meade, Kans., den 18. Juni 1920. Werter Editor! Einen Gruß der Liebe zuvor. Wir wünschen Ihnen von Herzen Gottes Segen und Beistand in dem verantwortungsvollen Beruf, der Rundschau ihren richtigen Namen zu erhalten, nämlich mennonitische oder auch christliche, denn das Mennonitentum ist am Absterben. Vieles zu unserer Zeit paßt nicht mehr zu Menno Simons Lehre und auch der Lehre des Neuen Testaments. Die allgemeine Christenheit macht heutigen Tages, glaube ich, zuviel Gemeinschaft mit der Welt: im Wählen und Bedienen der politischen Aemter, in allerhand Versicherungen des Lebens mit der Welt und auch in verschiedenen Verbindungen (Unions) um zeitlichen Gewinnstes willen. Das ist doch gegen 2. Kor. 6, 14 bis Ende und Epheser 5, 11 gehandelt. So ist auch die Interkirchliche Weltbewegung. Die Verbindung mit ihr kann zu keinem guten einfältigen Ziele führen, es kann der wahren Christenheit mehr schaden als nützen, da es nach Weltweise nach Mehrheit der Stimmen geführt werden soll. Und die wahre Bekehrung der Welt soll durch Geld zuwege gebracht werden? Nicht durch das Blut Jesu Christi? Da doch Petrus deutlich lehrt, daß wir nicht durch vergängliches Silber oder Gold erlöset sind, 1. Pet. 1, 18. 19. Weil diese Verbindung die Welt bekehren will mit Geld, Material und Menschen und das Reich Christi schnell herbeiführen, ist das gegen Christi Lehre und wird sich auch nicht so erfüllen. Der Herr möchte uns arme einfältige Christen bewahren vor dem großen Abfall der Christenheit zur Welt, wovon Paulus geschrieben hat in 2. Thess. 2., denn es ist am Kommen. Der weltlich gesinnte Geist beherrscht schon viele Christenherzen. Titus 1, 16 erfüllt sich auch schon sehr, mit dem Munde wird Christus noch von vielen bekannt, aber mit den Werken verleugnet. Das Lied im alten Gesangbuch No. 147 bewahrheitet sich schon. O Gott, gib uns offene Augen und wachsame Herzen, daß wir doch die Zeit erkennen möchten, in der wir leben. Es grüßt

Martin F. Doerksen.

Montana

White Fish, Mont., den 11. Juni 1920. Werter Editor und Rundschauleser! Ich möchte die Freunde und Bekannten bitten, brieflich oder durch die liebe Rundschau von sich hören zu lassen. Lieber Vetter Leander Janz, Du hast mal in der Rundschau geschrieben, daß Schwester Emilie gestorben ist. Auch Schwester Maria ist Witwe. Lebt die liebe Mutter noch und wo ist sie jetzt? Johann Esen, was macht Ihr und auch Ihr, Heinrich Kransen, laßt mal alle von Euch hören. Habt Ihr etwas aus Rußland erfahren? Ich bekomme nichts zu hören, ob mein Vater noch lebt; er war in Hirschau vor dem Krieg. Höre auch nichts von Orenburg, ob seine Schwester Heinrich Buler noch lebt. Ich bin Helena Reimer, geborene Janz, bin von Oregon nach Montana gezogen, meine Heimstätte in Oregon habe ich verrentet. Wir haben dieses Jahr hier die beste Hoffnung auf eine schöne Ernte. Haben dieses Frühjahr viel Regen gehabt, aber hier muß es auch zweimal so viel regnen als in Oregon, bis es eine gute Ernte gibt. Ich denke, in Oregon ist's auch gesunder. Auch ist hier keine deutsche Kirche. Die nächste ist 35 Meilen ab. Das macht mich krank, ich fühle mich nicht daheim in der englischen. Im Irdischen geht es mir ganz gut, wenn ich nur noch eine deutsche Mennonitenkirche besuchen könnte.

Ich verbleibe Eure Mitpilgerin nach Zion: Helena Reimer.

Oklahoma

Hitchcock, Okla., den 26. Juni 1920. Lieber Editor Wiesinger! Die beste Gesundheit und alles Wohlergehen an Leib und Seele wünsche ich Dir und allen Deinen lieben Angehörigen und den Lesern der Rundschau zum Gruß zuvor. Bitte unsere Adresse Hitchcock, Okla., zu drucken und uns die Rundschau hierher zu schicken. Meine liebe Frau und ich wohnen jetzt wieder in unserem eigenen Haus in der Stadt. Meine liebe Frau verließ diesen Platz am 6. August 1919 wegen Rheumatismus und Wassersucht. Sie war acht Wochen in Weatherford, Okla., dann an fünf Monaten bei Oklahoma City, Okla. Von hier

gingen wir zu unsern Kindern John J. Hieberts um Klima zu wechseln, und dort konnte sie sich schon ihre Kleider selber an- und ausziehen. So blieb es am Bessern mit dem Rheumatismus, aber die Wassersucht verließ sie nicht; wir brauchen noch immer Medizin dafür und Schwitzbäder. Diese braucht sie hier mehr als da wir nicht hier waren, zwei- bis dreimal die Woche. Da wir unser Haus auf neun Monate verrentet hatten, bis zum 1. Juni 1920, an 6 Hochschullehrer und einen Koch, so wurde es nun leer und wir kamen von Lake Charles, Louisiana von unsern Kindern John J. Hieberts hierher zu unsern Kindern H. J. Flamings und nach 18 Tagen gingen wir in unser eigenes Haus und fühlen uns zu Zeiten glücklich. Dem Herrn sei Lob und Dank für alles Gute.

Johann Hiebert.

Canada.

Manitoba

Winkler, Man., den 24. Juni 1920. Einen Gruß an die Rundschaufamilie zuvor. Will einen kleinen Bericht mit auf die Rundreise des Blattes geben. Wünsche allen die Liebe Gottes und eine gute Gesundheit, welches das beste im Leben ist. Ich bin so leidlich gesund, wofür ich dem himmlischen Vater auch sehr dankbar bin. Mein l. Mann ist seit dem 14. November 1918 nicht mehr hier, er starb nach langem Leiden an der Lungenkrankheit, zu welcher zuletzt noch die Flu hinzukam. Er ging froh heim. Hier ist es auch nur Trübsal und Kummer, wer erst hier selig überwunden hat, für den kann's nichts besseres geben. Der Herr helfe uns allen dazu, Amen. Noch einen Gruß der Liebe an den Editor und alle Rundschauleser,

Frau Abr. Aganetha Bornn.

Frankreich

(P. Unger sandte folgende Karte von Paris, Frankreich.)

Paris, den 15. Juni 1920. Eben in Paris angekommen. Die Reise auf dem Schiff war sehr stürmisch. Die Wellen schlugen immer aufs Deck. Es war furchtbar anzusehen, wie die Wasserberge ans Schiff schlugen, daß es in allen Fugen knarrte. Einmal saßen wir auf dem Deck, da schlug uns eine Welle von der Bank, daß wir ganz im Wasser lagen und durch und durch naß wurden. Wir waren alle krank. Jetzt befinden wir uns wieder auf festem Boden und danken Gott, der uns vom Verderben der Wellen erlöst hat. Im Schiff war es in dritter Klasse sehr schmutzig. Drei Meilen von Amerika fing die Sauferei und Spötterei an, daß es einem Christen schwer war, das anzusehen und anzuhören. Habe viel geredet zu den Leuten, aber nur Spott geerntet. Hier in Frankreich wird so viel gesoffen wie fast in keinem andern Lande. Es liegt tief in Sünde und Dunkel. Im großen und ganzen ist Amerika ein frommes Land im Vergleich zu hier. Nach Trinkgeld laufen sie einem nach, ärger als Zigeuner. Man muß geradezu frech sein zu den Bettlern. Die Eßwaren sind nach amerikanischem Geld hier billiger, außer Fleisch. Kaffee kann man für einen Cent trinken. Wein sehr billig. So scheint es mir, daß der Franzose mehr vom Wein lebt als vom Fleisch. Obst ist sehr billig. Reisen kostet viel Geld. Fahren gleich ab nach der Schweiz. Es gibt keine internationale Tickets. Bis jetzt gesund und wohlbehalten in Gottes Hand. Unser Vornehmen ist noch nicht ins Wanken gekommen. Möge der Herr uns glücklich und voll Eifer nach Rußland bringen. Das Schiff nach Odessa ging nicht ab.

Herzlich grüßt alle Ihr Bruder in Christo: P. Unger.

Fortsetzung von Seite 7.

„Nehmen Sie uns mit! Nehmen Sie uns mit!" Unsere Sehnsucht ist mächtig erwacht. „Kommt herüber und helft uns!" Bruder, Du kannst Dich ja für eine Sache begeistern und in den Riß stellen. Setze dort doch alle Hebel in Bewegung, daß man uns heraus reißt aus diesem Sumpfe. Wir sind ein Wrack und gehen unter mit Mann und Maus. Was sollen alle die kleinen Kinder, Witwen und Waisen? Wiederholt sich die vorige Geschichte, dann knallt man noch mehr Männer nieder, und was dann nachbleibt, muß verkommen. Möchte Gott sich doch unser annehmen! Wir wollen uns demütigen, Buße tun, ob er vielleicht sein Antlitz uns gnädig zuwende! Helft uns schreien zu ihm, damit er uns erhöre.

Die wir am Leben sind, sind noch alle gesund, aber es schmerzt so sehr, daß der Bruder weg ist. Es ist so leer, so leer. Aber wir müssen den Kopf aufrecht halten und uns gewaltsam zur Ruhe zwingen. Ach, wären wir in einem Lande der Ruhe und Ordnung! Möchten wir uns auf dieser Erde noch einmal wiedersehen! Möchte Jesus sein Reich aufrichten. Alle lassen sehr, sehr grüßen. Euch grüßend,

J. Wittenberg.

Die Mennonitentagung in Heilbronn

Wir haben bereits verschiedentlich in der „Heimkehr" von der Reise der Mennoniten-Abgeordneten aus Süd-Rußland berichtet. Inzwischen sind die Herren in Deutschland eingetroffen und hatten am 13. April in Heilbronn eine Besprechung mit ihren reichsdeutschen Glaubensbrüdern. Auf der Tagung wurde zunächst einmal, wie das Deutsche Ausland-Institut berichtet, eine ausführliche Schilderung der Erlebnisse der südrussischen Mennoniten gegeben. Schwer hatten die Molotschnaer Kolonien durch die Brandschatzungen des Räuberhauptes Machno zu leiden. Alle Einwohner der Kolonie mußten nach der Krim flüchten und fanden bei ihrer Rückkehr ihr Heim derartig beraubt wieder vor, daß sie jetzt ohne Pferd und Wagen, ohne Pflug und ohne Hausinventar in ihren leeren Häusern sitzen. Es wird nichts bestellt, man lebt von der allernotwendigsten Garten- und Ackerarbeit, und das einst so blühende Mennonitengebiet ist jetzt stark verödet. Bei den Mennoniten hat sich nach diesen schrecklichen Erlebnissen der feste Wille entwickelt, Rußland zu verlassen. Die Abordnung ist mit Vollmachten ausgerüstet und soll von Deutschland nach Holland fahren, um dort festzustellen, ob etwa für die 100,000 Mennoniten in Süd-Afrika Platz geschaffen werden könnte. Es ist auch beabsichtigt, den Mennoniten inCanada einen Besuch abzustatten und auch Nord-Amerika zu besuchen.

Schon während des Krieges trachteten weitsichtige Mennoniten ausSüd-Rußland, die sich in Deutschland aufhielten, danach, für ihre Glaubensgenossen neue Wohnsitze zu finden, in denen sie ihrem Glauben leben und friedlich Kulturarbeit leisten könnten. Wir wissen, daß auch Kurland und das innere Deutschland in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen wurden. Wenn nun jetzt das Geschick die 100,000 Menschen zählenden Mennoniten aus Süd-Rußland dazu zwingt, das Land, in dem sie geboren sind, zu verlassen, so kommt für eine solche Menge bei der heutigen Lage in Deutschland das alte Mutterland nicht mehr in Frage.

Wir freuen uns aber zu hören, daß die Mennoniten auf altem deutschen Boden mit ihren Glaubensgenossen über ihre Zukunft beraten haben, und hoffen, daß diese Beratungen dazu beitragen, den Mennoniten den Weg zu zeigen, auf dem sie die ihnen von Gott gesteckten Ziele erreichen können.

(„Heimkehr", Berlin, 15. Mai.)

Appelliert an alle Mennoniten Amerikas

Folgender Brief von Rev. Jak. Quiring, früher Rußland, welcher an Rev. A. S. Shelly, Bluffton, Ohio., gerichtet ist, wurde hier Rev. H. H. Regier zugesandt. Er kommt von Berlin in englischerSprache geschrieben, und wir haben ihn unseren Lesern zunutz übersetzt. Der Inhalt wird viele interessieren.

Lichtenrade, bei Berlin, den 12. Mai 1920. Lieber Bruder Shelly! Heute lese ich im „Mennonite" vom 22. April, daß der Weg, unseren Brüdern in Rußland zu helfen, für die amerikanischenMennoniten geschlossen sei, da das Kriegsdepartement sich weigert, gewisse Sachen freizugeben, die für diesen Zweck bestimmt sind, und Relief Organisations-Glieder konnten auch keine Pässe bekommen. Indem nun, wie es scheint, die Tür von Men-

schenhand geschlossen ist, hat Gott eine andere Tür geöffnet zu einem Felde mit größeren Möglichkeiten und weitgehenderen Erfolgen. Die Zukunft muß es lehren.

Wie ich an Bruder Grubb vor einiger Zeit geschrieben habe, waren zu jener Zeit drei Repräsentanten unserer Kolonien aus der Ukraina auf der Reise über Konstantinopel nach Deutschland. Diese Brüder haben sich seit einigen Wochen hier aufgehalten und warten nur noch auf Erlaubnis von der Ver. Staaten Regierung aus Washington, ihre Reise nach Amerika fortzusetzen, um ihr Gesuch um Hilfe vor die Konferenz zu bringen.

Ihre Berichte lauten traurig von blutigen Morden und Tränen. Sechsundzwanzig Dörfer des Gnadenfelder Distrikts, Gouv. Taurien, sind praktisch aller ihrer Habseligkeiten beraubt worden. Die Leute schlafen auf Stroh, da sie weder Betten noch Leinwand besitzen. Viele besitzen nur die Kleider, die sie tragen. In der sog. Alten Kolonie haben die Räuberbanden selbst mit den Ansiedlern zusammen in ihren Dörfern über ein Jahr lang gewohnt; und wenn diese ihnen nicht von den in den benachbarten russischen Dörfern erbeuteten Nahrungsmitteln zukommen ließen, würden sie verhungern müssen. Ein Dorf, welches etwa 500 Pferde besaß, hatte nun schon nur etwa 80 Pferde übrig. Die Farmer helfen einander aus in der Ernte. Doch ist nur wenig Getreide für die Aussaat zu bekommen. Viele einzelne Häuser sind bis auf den Grund niedergebrannt worden; ja sogar ganze Dörfer sind praktisch zerstört worden. In dem Halbstädter Kreise sind allein mehr als sechzig Mann ermordet worden und Frauen vergewaltigt. Diese Teufel hatten weder Respekt vor alten Greisinnen noch vor Frauen die in anderen Umständen waren.

Diese Berichte lauten aus dem letzten Teil des Dezember Monats. Es war die Zeit, als die letzten fliehenden Abteilungen der Denikin Armee durch Halbstadt passierten. Zu der Zeit verließ das Komitee Halbstadt und legte die Reise nach der Krim per Wagen zurück. Ihre Reise per Schiff für die drei auf Deck eines Dampfers, der von Jalta nach Konstantinopel fuhr, kostete 100,000 Rubel. In Konstantinopel waren sie gezwungen, sechs Wochen zu warten, da russisches Papiergeld so ungeheuer im Werte gefallen war. Herr Warkentin, Glied dieses Komitees, hat einen Sohn, der als Attache des ukrainischen Konsulats im Haag dient. Nachdem man sich mit ihm in Verbindung gesetzt hatte, wurden die nötigen Mittel in holländischem Gelde zuwege gebracht, die Reise fortzusetzen.

Nachdem sie in Berlin angekommen waren, setzten sie sich mit dem Quaker Komitee hier sofort in Verbindung. Herr Scattergood, der Gehilfsvorsitzer, war sehr freundlich und zuvorkommend und tat alles, was in seiner Macht lag, ihnen zu helfen, Erlaubnis zum Eintritt in die Ver. Staaten zu erhalten. Er ging mit ihnen zur amerikanischen Kommission und unterstützte ihre Sache aufs wärmste. Ebenfalls schrieb er auch an die Hauptoffice in Philadelphia, worin er die Brüder aufs wärmste rekommendierte, falls sie dort ankommen sollten. Das Quakerkomitee ging sogar soweit, daß es ihnen die Mittel zur ferneren Reise vorstreckte in dem festen Vertrauen, daß die Mennoniten der Ver. Staaten gutstehen würden, sobald dies ihnen bekannt wird. Wir erwarten nun, daß die Erlaubnis aus Washington bald eintreffen wird, um die Reise fortzusetzen. (Laut späterer Nachricht ist die Erlaubnis bereits erteilt und man nimmt an, daß die drei Brüder gegenwärtig auf der Fahrt von Europa hierher sind. Ed.)

Herr Scattergood ersuchte auch seine Heimat-Office, daß im Falle die Brüder sollten Schwierigkeiten haben, Erlaubnis zu erhalten, einer ihrer einflußreichsten Männer samt einem Vertreter der mennonitischen Gemeinschaft in Washington Fürsprache einlegen sollten, damit die Sache gelinge. Die Absicht dieser reisenden Brüder ist nicht soviel, ihren bedrängten Glaubensgenossen in Rußland finanzielle Unterstützung zu verschaffen, da dies wenig fruchten würde; was man heute erhalten würde, dürfte ihnen morgen geraubt werden. Aber man sucht nach Mittel und Wegen, eine Auswanderung im größeren Stile anzubahnen. Etwa 20 bis 30,000 Mennoniten werden heute vor dieses Problem gestellt. Sie haben absolut keine Idee, wie sie sich erhalten können, es sei denn es gibt eine unerwartete und schleunige Aenderung.

Sollten diese drei Herren nach den Staaten fahren, so wird sich ihnen ein vierter anschließen, nämlich Herr John Esau, früherer Bürgermeister von Jekaterinoslaw, der Hauptstadt des Gouvernement gleichen Namens. Er ist der Repräsentant der mehr zerstreuten Ansiedler der oben erwähnten Provinz, welche, wenn sie noch überhaupt leben, in den ärmlichsten Umständen leben. Herr Friesen, der Vorsteher des Komitees, der schon einst auf der schwarzen Liste stand und erschossen werden sollte, war Lehrer in der Halbstädter Schule, wie auch Lizentiat, Rev. Benj. Unruh, der Vorsitzer des Menno-Zentrums in Halbstadt war. Herr Friesen gedenkt Dir persönlich zu schreiben, um die Sache vorzulegen. Ich hätte sollen früher schreiben, aber erfuhr erst kürzlich, wer der Vorsitzer der Allg. Konferenz sei.

Denkst Du nicht auch, daß in dieser Sache alle Zweige der Mennoniten daheim Hand ans Werk legen sollten? Würde es nicht möglich sein, mit den Beamten der anderen Mennoniten Abteilungen in Verbindung zu kommen, um die Sache in Angriff zu nehmen? Sollte es nicht möglich sein, einmal alle unsere Kräfte zu vereinigen und dann zum Ziele zu steuern? Wenn dies möglich ist, wäre vielleicht auch ein Weg gebahnt für fernere gemeinsame Bestrebungen. Rev. Unruh, z. B. ist Glied der Brüdergemeinde, während Herr Friesen zu einer anderen Mennonitischen Gemeinde gehört, unserer Konferenz. Die zu erringende Hilfe geht allen mennonitischen Abteilungen Rußlands zugute, ohne Ausnahme; warum sollte da nicht ein gemeinsames Vorgehen möglich sein? Warum könnten nicht die Relief-Kommissionen unserer verschiedenen Branchen oder deren Vorsteher ein Vereinigungs-Komitee formen, um diese Sache zu fördern? Dies ist nur ein Vorschlag meinerseits. Doch wenn ich den Brüdern hier dies als eine Möglichkeit darstelle sind sie höchst erfreut, denn sie sehen auch darin die Hand Gottes.

Die Kunde von einer eventuellen Massenauswanderung sollte auf Wunsch der Brüder nicht zu sehr in den Zeitungen ausgebreitet werden, denn sollte sie bis in die Ukraina hinüberschallen, so könnte man dort strikte Gegenmittel oder sogar Metzeleien anwenden. Die Brüder dort haben Erlaubnis, Erntemaschinen im Auslande zu kaufen für die Ukraina, und dies gab den Brüdern Gelegenheit, Rußland zu verlassen. Die Brüder Friesen und Unruh hatten schon im Jahr 1917 als Vertreter der Mennoniten gearbeitet und dies ist ihre zweite Mission, welches zeigt, daß sie das volle Vertrauen ihrer Brüder in Rußland haben. Möge Gott geben, daß sich Tausende willige Hände regen möchten, den leidenden Brüdern zu helfen.

Brüderlich grüßend,

J. Quiring.
—Unser Besucher

Laßt mich wählen
Zwischen Heeren, die zu Tausenden zählen,
Aber nicht treu und stark sind im Herrn,
Und zehn Bekennern
Aus kraftvollen Männern —
Ohne Besinnen
Nehm ich, den schwersten Kampf zu beginnen,
Das Häuflein klein —
Und der Sieg ist mein.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

(Fortsetzung)

„Gib mir's!" flüsterte der Vetter atemlos.

„Dir geben, was?"

„Das Papier, das dieser Erzdummkopf und Spielverderber in deine Hand gedrückt hat, weil er dich für mich hielt. Verdammter Narr! Wußte er nicht, daß ich lahm bin?"

Carlos zog das Billett hervor, hielt es aber fest.

„Meinst du dies?" fragte er.

„Du hast es gelesen! wie ehrenvoll!" rief Gonsalvo mit bitterm Hohn.

„Du bist ungerecht. Es trägt keine Aufschrift; ich konnte nicht umhin, zu denken, daß es für mich war. Indessen las ich blos die ersten unzusammenhängenden Worte, die mir gerade ins Auge fielen."

Da standen die Vettern und schauten sich fest an, wie zwei, die auf Tod und Leben kämpfen wollen, ehe sie sich fassen. Jeder überlegte, ob der andre im Stand sei, ihn tödlich zu beleidigen. Doch endlich fand jeder im Grund seines Herzens die Ueberzeugung, daß er dem andern trauen dürfe.

Carlos, der wohl den meisten Grund zu Befürchtungen hatte, kam zuerst zur Klarheit. Beinahe lächelnd übergab er Gonsalvo das Billet. „Was auch das geheimnisvolle Billet an Don Gonsalvo zu bedeuten habe," sagte er, „so bin ich doch überzeugt, daß er es mit keinem böse meint, der den Namen Alvarez de Menaya führt."

„Das Wort sollst du nie bereuen! Und in dem Sinn, wie du es meinst, ist es wahr," entgegnete Gonsalvo und nahm ihm das Papier aus der Hand. Er war noch unentschlossen, ob er Carlos vertrauen solle oder nicht. Aber die Berührung von seines Vetters Hand gab den Ausschlag. Sie war kalt und zitternd. Wenn einer so schwach von Herz und Nerven war, konnte er kein Mitwissender der verzweifelten Entschlüsse eines Tapfern sein, das stand fest.

Carlos ging im guten Glauben, daß Gonsalvo ihm nichts Böses anhaben wolle, seiner Wege.

Aber was wollte er denn sonst? Hatte er den Inquisitor um eine besondre, mitternächtige Audienz gebeten, blos um sich ihm zu Füßen zu werfen und mit leidenschaftlich angehauchter Beredtsamkeit für Donna Maria zu bitten? Bot er ihm „wichtige Enthüllungen" nur als Vorwand, um Zutritt zu erlangen?

Unmöglich! Wer, außer etwa ein Kind, würde sich vor dem Sturmwind niederwerfen und ihn anflehen, still zu sein, oder vor dem Feuer, und es bitten, seine Wut zu mildern? Vielleicht gab es noch begeisterte Träumer, die unbekannt mit der Welt und ihrem Lauf, unbefangen genug zu solchem Plan sein konnten — gewiß aber kein Don Gonsalvo Alvarez de Menaya.

Oder wollte er bestechen? Man wußte, daß die Inquisitoren, wie andre Kirchenmänner, menschlicher Schwachheit unterworfen waren. Natürlich berührten sie kein Gold, aber, wie ein spanisches Sprichwort sagt, sie boten Euch ihre Kapuze, um es hineinzuwerfen. Munebraga hätte kaum seinen zahlreichen Hofstaat unverschämter Diener ernähren, seine herrliche Barke mit Gold und Purpur ausstatten, seine prachtvollen Gärten mit allen seltenen Pflanzen fremder Länder zieren können, ohne sehr große, seinem Einkommen als General-Inquisitor noch zugefügte Geldsummen. Und dann konnten alle Schätze Indiens nicht genügen, um einem eigensinnigen Ketzer die Thore der Triana aufzuschließen, wenn sie auch vielleicht Seiner Hochwürden Ansichten über die Tragweite eines zweifelhaften Falles zu verändern fähig waren. Selbst um einige kleine Verbesserungen in der Behandlung eines Angeklagten zu bewirken, hätte es einer viel tieferen Börse bedurft, als Gonsalvo besaß. Carlos wußte auch wohl, daß der junge Mann verbittert und einer Verzweiflungstat wohl fähig sei. Wenn er sich nun vielleicht selbst anklagen wollte? In der sorglosen, weltlichen Gewohnheitsstimmung, der er immer nachgegeben, war wohl manches Wort aus seinem Mund gefallen, das von den im Ganzen gegen Lästerungen nachsichtigen Inquisitoren als das Gegenteil gesunder Lehre aufgefaßt werden konnte. Aber was konnte es der Donna Maria nützen, wenn er sich so in den Rachen des Todes stürzen? Und wollte er durch Selbstmord wirklich sein Leiden endigen, so konnte er diese Tat gewiß in sicherer und weniger schmerzhafter Weise begehen.

So überdachte Carlos die Sache, aber er mochte sie drehen, wie er wollte, er konnte den Eindruck nicht los werden, daß sein Vetter einen gefahrvollen unheilvollen Schritt zu tun im Begriff sei. Gonsalvo war zu still, zu schweigsam. Dies war ein böses Zeichen. Carlos hätte sich verhältnismäßig leichter um ihn gefühlt, wenn er ihn durch einen Ausbruch seiner wildesten, unheimlichsten Flüche erschreckt und erschüttert hätte. Denn je mehr eine Erregung in ihrem Ausdruck gehindert ist, desto mehr bleibt im Innern zurück wie bei zurückgepreßtem Dampf, um die Maschine weiter in ihrem Lauf zu drängen. Auch hatte ein böser Blick in Gonsalvos Augen gelegen; etwas wie ein Hoffnungsstrahl, aber nicht wie ein von oben entzündeter.

Ob nun gleich sein eignes Schicksal sich der Erfüllung näherte und jede seiner Fähigkeiten in näher liegendem Interesse angespannt wurde, so konnte Carlos doch den Gedanken an seinen Vetter nicht los werden. Er beschäftigte ihn nicht blos während der Besuche bei seinen Freunden, sondern hernach noch in der Stille und Einsamkeit seines eignen Stübchens. Wir kennen wohl die eigentümliche Hartnäckigkeit, mit der in Zeiten der Erwartung oder des Kummers die Seele bisweilen sich gerade mit unwichtigen und selbst offenbar unnötigen Dingen befaßt.

Die Stunden schlichen langsam dahin; sie brachten für Carlos nur das Gefühl seines Elendes, ausgenommen, wenn er beten konnte, was jetzt seine einzige Zuflucht, sein einziger Trost war. Wenn er für sich selbst, für Juan und seine lieben gefangenen Brüder und Schwestern gebetet hatte, nannte er auch Gonsalvo; er erflehte mit großem Ernst Gottes Barmherzigkeit für seinen unglücklichen Vetter. Stellte er sich dessen Elend vor, das so viel schlimmer als sein eignes war, seine Einsamkeit, ohne Gott auf der Welt, seinen hoffnungslosen Kummer, dann wurde sein Flehen leidenschaftlich. Und wenn er sich vom Knieen erhob, fühlte er die wohltuende Beruhigung, daß Gott ihn erhören werde, ja, daß er schon erhört sei — das ist eins der Geheimnisse des neuen Lebens, eine der kostbaren Errungenschaften, die niemand kennt, als der sie erfährt.

Als er der nahenden Mitternachtstunde inne ward, beendete er rasch seine kleinen Vorbereitungen, nahm seine Guitarre (die seit langer Zeit nicht im Gebrauch gewesen) und eilte aus der Kammer hinaus.

Don Gonsalvo's Rache

„Der allgerechte Gott
Behält dies königliche Amt für sich,
Daß Er das schuld'ge Herz im Stillen
strafe,
Mit Qual es reinige, durch Feuer läutre—
Das überlaßt Ihm! — aber hofft es nicht!
Denn auch ein starkes Herz—o höret mich!
Muß erst den heimlich stillen Wunsch besiegen,
Den Schlechten möge Tod und Folter
treffen,
Bevor es ruhen kann." Hemans.

Don Manuels Haus stammte von einem maurischen Cid oder Befehlshaber her. Es war dem ersten Grafen von Nuera, der als einer der ersten Eroberer von Sevilla angesehen war, zugefallen und von ihm auf seinen zweiten Sohn vererbt worden. Es hatte einen Turm nach maurischer Weise, dessen oberes Zimmer Carlos gleich nach seiner Ankunft in der Stadt bewohnt hatte; man setzte voraus, daß ein Student der Theologie eines einsamen stillen Raumes zum Studium und zur Andachtsübung bedürfe, oder dachte wenigstens, daß

---

es anständig sei, wenn man dies annehme. Das Zimmer des ersten Stocks hatte Don Juan aufgenommen, doch seit dessen Abreise gehörte es Gonsalvo, der die Einsamkeit liebte und froh war, infolge seiner gebesserten Gesundheit den geräuschvollen untern Räumen, auf die ihn seine Kränklichkeit lange beschränkt, entfliehen zu können.

Als Carlos die enge Wendeltreppe leise herunter schlich, sah er Licht im Zimmer seines Vetters. An sich war das nicht wunderlich, doch verwirrte es ihn einigermaßen, daß Gonsalvo gerade, als er vorüber wollte, die Tür öffnete und ihm ins Angesicht sah. Derselbe war ebenfalls mit seinem Schwert und Mantel ausgerüstet und trug in der Hand eine Fackel.

„Vaya, vaya, Don Carlos," sagte er vorwurfsvoll, „am Ende konntest du mir nicht trauen!"

„Ja, ich vertraute dir!"

Aus Sorge, belauscht zu werden, traten beide in das nächste Zimmer ein; es war das Don Gonsalvo's, der dann sacht die Türe schloß.

„Du stiehlst dich aus Furcht vor mir hinweg und stürzest dich dadurch ins Feuer. Tu es nicht, Carlos! nimm Rat an und tu es nicht!" Er sprach ernst und ohne Anflug der alten Bitterkeit oder seines Spottes.

„Nein, so verhält es sich nicht. Meine Flucht war schon früher als gestern beabsichtigt; sie geschieht im Einverständnis mit jemand, der für meine Sicherheit sorgen kann und will. Es ist am besten, daß ich gehe."

„Dann sind's genug der Worte," entgegnete Gonsalvo kälter. „Lebewohl, ich will dich nicht halten. Lebewohl! denn wenn wir auch miteinander fortgehn, so trennen sich doch unsere Wege, und das für immer, von der Türe an!"

„Dein Weg ist vielleicht unsicherer als der meine, Don Gonsalvo!"

„Sprich von dem, was du verstehst, Vetter! Mein Weg ist die Sicherheit selbst. Aber da ich eben dran denke — wenn ich dir trauen darf — so kannst du mir vielleicht beistehn! Wenn du alles wüßtest, wag' ich kaum zu bezweifeln, daß du es mit Freuden tätest!"

„Gott weiß, wie freudig ich dir beistehn würde, Don Gonsalvo. Doch ich fürchte, du begibst dich zu einem Unternehmen, das unnütz und noch schlimmer als unnütz ist."

„Du kennst mein Unternehmen nicht."

„Wenigstens weiß ich, zu wem du in dieser Nacht gehen willst. O, mein Vetter! ist es dir möglich zu träumen, deine Bitte könne Herzen erweichen, die härter als Mühlsteine sind!"

„Ich weiß den Weg zu einem Herzen; und werde es erreichen, wenn es das allerhärteste ist!"

„Und wenn du die Schätze von El Dorado zu den Füßen des Gonzales de Munebraga ausschüttest, so will und kann er noch keinen Riegel jener Gefängnisse zurückschieben!"

Gonsalvos wilder Blick nahm plötzlich einen nachdenklichen Ernst, fast etwas Weiches an. Er fuhr mit leiser Stimme fort: „Wenn mir auch der Tod, der Enthüller aller Geheimnisse, schon winkt, so gibt es doch einige Fragen für mich, nach deren Lösung mich verlangt. Vielleicht kannst du einen Lichtschimmer in diese entsetzliche Dunkelheit werfen. Wir reden jetzt offen, wie in Gottes Gegenwart! Sag mir — ist jene Anklage begründet?"

(Fortsetzung folgt)

Mennoniten wollen schon im Juli auswandern

Der täglichen „Free Press", Winnipeg, vom 24. Juni entnehmen wir folgendes: Laut den Aussagen eines Vertreters der Canadischen Presse, wollen die Mennoniten bei Swift Current, Sask., schon im Juli ihre dortige Ansiedlung verlassen. So soll J. E. Friesen, der dortige Leiter dieser Gemeinschaft, sich ausgedrückt haben. Herr Friesen und J. J. Friesen sowie Joh. Letkemann hielten sich zwei Tage in Regina auf, um die Papiere für den Verkauf dieser großen Landfläche, welche bisher, während der Dauer vieler Jahre in Gemeinschaft bebaut wurde, zu ordnen und man sagt, der Handel ist so gut wie abgeschlossen. Der Käufer ist, wie berichtet wird, die „Flood Land Company". Der Preis ist auf $5,000,000 festgesetzt, einschließlich der Ernte. Bei einer Unterredung sagte Herr Friesen aus, daß die Mennoniten in Mississippi ein Komplex von 125,000 Acker zum Preise von $18.00 per Acker gekauft hätten. —Steinbach Post.

Wer glaubt, wird ängstlich nicht eilen.
Er wird still wartend verweilen,
Bis Gottes Ruf erklingt;
Und alle, die Gott in Wahrheit vertrauen
Werden auf Wetter und Sturm nicht schauen,
Wenn Gott zum Aufbruch winkt.

Weist Hochmut und Selbstsucht von euch aus
Und der Teufel geht schnell zur Tür hinaus.

Zweimal fiel Petrus, der Felsenmann:
Erst focht die Furcht **vor der Welt** ihn an,
Dann naht' ihm die Furcht **vor Brüdern** mit Macht,
Die hat ihn noch einmal zu Fall gebracht.

Hör es, o Zunft, du stolze, gelehrte,
Die die Wahrheit in Irrtum verkehrte,
Die das Wort: „Der Buchstab' tötet",
falsch uns erklärte —,
Hör, was ich sage: Worte sind Werte!
